

Liebe Leserin, lieber Leser!

Wir sind stolz, euch die neue Ausgabe der *sozusagen* zu präsentieren und hoffen auch dieses Mal euer Interesse wecken zu können. Es ist aber weiterhin jede und jeder herzlich eingeladen bei der Zusammenstellung der *sozusagen* mitzuwirken. Wenn du also Lust auf Redaktionsarbeit hast, selber Texte schreiben möchtest oder einfach noch Anregungen und Verbesserungsvorschläge geben möchtest, dann schau doch einfach mal vorbei. Am besten du schreibst uns hierfür vorher eine Email (sozusagen@gmx.de). Und wie gehabt: Ab und zu haben wir auch Kekse.

Der Schwerpunkt dieser Ausgabe - Randbereiche der Soziologie - beschäftigt sich mit Forschungen und Theorieansätzen, welche zwar für die Soziologie interessante Aussagen und Einsichten produzieren, aber dennoch nicht eindeutig immer der Soziologie zuordenbar sind bzw. aus dieser herausfallen. Trotzdem scheint es aber partielle Überschneidungen von Disziplinen zu geben, welche in diesem Fall für die Soziologie nicht uninteressant und zum Teil auch nicht immer ganz ‚ungefährlich‘ zu sein scheinen. Der erste Schwerpunktesay von Konstanze Reinecke wird sich in diesem Sinne mit der Debatte über Determinismus bzw. Willensfreiheit beschäftigen. Hier werden aktuelle neurowissenschaftliche Forschungen und Debatten rekonstruiert und deren Ergebnisse mit dem in der Soziologie prominenten Rational Choice Ansatz verglichen. Wie kann eine Theorie, deren Prämisse die eines freien und rational handelnden Subjektes ist, mit den dazu konträr stehenden Ergebnissen der Neurowissenschaft umgehen? Der zweite Essay von Wolfram Häfer wird sich dem Diskurskonzept, welches der französische Philosoph Michel Foucault v.a. in der *Archäologie des Wissens* expliziert hat, und deren Nützlichkeit für die Medienanalyse widmen. Auch wenn Foucault sicherlich inzwischen keine Randfigur mehr in der Soziologie ist und auch häufig in der Soziologie – allerdings oft in relativ lockerer Form – von ‚Diskurs‘ gesprochen wird, so schien es uns dennoch interessant zu sein, sich diesen Begriff und seine theoretischen Implikationen einmal genauer anzuschauen. Der Schwerpunkt der Ausgabe wird schließlich von einem Interview mit Ernesto Laclau über das Thema radikale Demokratie abgeschlossen. Zentral für Laclaus Argumentation ist dabei die Vorstellung, dass sich das Politische nicht auf einen Teilbereich der Gesellschaft beschränken lässt, beispielsweise im Sinne eines Funktionssystems, sondern dass schon die Konstitution sozialer Tatsachen, als politischer Prozess anzusehen ist. Diese wenn man so möchte stark philosophisch untermauerten politiktheoretischen Überlegungen führen zurück ins ‚Herz der Soziologie‘ und lassen auch die Frage nach einem positiv formulierten Projekt radikaler Demokratie aufkommen.

Wie gewohnt erwartet euch noch vieles mehr in der aktuellen Ausgabe: Diesmal stellen wir den Praxisschwerpunkt der Organisationssoziologie vor, Frau Geißler hat sich in unserem Autopoesiealbum verewigt und ein sehr spezielles Poster haben wird auch beigefügt, um nur einige wenige Dinge zu nennen. An dieser Stelle möchten wir dem VS-Verlag für die Freigabe der für das Poster verwendeten Textauszüge und Uschi Dresing für die Freigabe ihres Fotos danken!

Viel Spaß beim Lesen!

Eure *sozusagen*-Redaktion



SOZSAGENKUNST

Thomas Abel

Thomas Abel ist Promovent an der IGSS und Mitarbeiter des Dekanats im Medienlabor. Im Rahmen seiner Tätigkeit hat er seit 2006 einige Veranstaltungen an der Fakultät für Soziologie dokumentiert und dabei (neben den offiziellen Motiven) auch Erscheinungen, Ereignisse und Szenarien in deren Umfeld fotografisch festgehalten. In der aktuellen Ausgabe der sozusagen zum Thema „Randbereiche der Soziologie“ zeigen wir eine Auswahl dieser fotografischen Randnotizen und „visuellen“ Randbereiche.



Personelles

Nach zweijähriger Amtszeit sind der Dekan Alfons Bora, Prodekan Reinhold Hedtke und Studiendekanin Mechthild Oechsle-Grauvogel von ihren Ämtern zurück getreten. Zum neuen Dekan wurde Reinhold Hedtke gewählt, Prodekan wurde Alfons Bora und neuer Studiendekan Jost Reinecke.

Der neu gewählte Dekan wird sich mit den Fachschaften zu Gesprächen verabreden. Termine standen bei Redaktionsschluss noch nicht fest. Auf Aushänge achten.

Zum Wintersemester haben folgende Personen die Fakultät verlassen: Frau Petra Dannecker, Frau Münster und Frau Gabriele Abels. Herr Peter Weingart befindet sich zur Zeit am Wissenschaftszentrum in Berlin.

Als Mitarbeiter kommen neu hinzu: Frau Marianne Schröder (Mitarbeiterin von Herrn Stefan Kühl), Herr Peter Münte (Mitarbeiter von Herrn Alfons Bora).

Frau Sabine Passon übernimmt die Stelle als Sachbearbeiterin für Drittmittelprojekte von Frau Jering, die in die Altersteilzeit geht.

Strukturelles

In diesem Semester kommen zwei neue Stellen mit besonderen Lehraufgaben (sog. Lecturers) zu den bereits existierenden zwei Stellen hinzu. Damit verfügt die Fakultät ab diesem Wintersemester über zwei Stellen in der

Methodenausbildung und jeweils eine Stelle in soziologischer Theorie und Mediensoziologie. Die Stelle in Mediensoziologie und eine Stelle im Bereich Methoden können zur Zeit nur halb besetzt werden.

Sonstiges

Wie schon in den zwei vorangegangenen Semestern werden Markus Goebel und Anna Kosmützky auch in diesem Semester wieder das Gespräch mit Studierenden suchen. Es geht um die Verbesserung der Studiensituation in der Soziologie.

Der Antrag für die *Bielefelder Graduiertenschule in Geschichte und Soziologie* war in der Exzellenzinitiative erfolgreich. Damit besitzt die Universität Bielefeld nun eine exzellente Graduiertenschule und ein Exzellenzcluster (*Cognitive Interaction Technology*). Die Graduiertenschule wird laut DFG und Wissenschaftsrat mit mehr als einer Million Euro jährlich gefördert.

Das Dekanat schämt sich für die 8:1 Niederlage von Arminia Bielefeld bei Werder Bremen vom 29.09.2007 und entschuldigt sich, keine Erklärung dafür liefern zu können.

Termine

Vom 29.11. bis 30.11.2007 findet die Bielefelder Soziologen-Tagung anlässlich des 80. Geburtstags von Niklas Luhmann statt. Das Tagungsprogramm ist auf der Homepage der

Fakultät für Soziologie verfügbar. (www.uni-bielefeld.de/soz/soz.html)

In diesem Semester werden Herr Volker Kruse und Herr Michael Huber ihre Antrittsvorlesungen halten. Termine standen bei Redaktionsschluss noch nicht fest. Auf Aushänge achten.

INHALT

SCHWERPUNKTE

Randbereiche der
Soziologie

7
Radikale Demokratie

Ein Gespräch mit
Ernesto Laclau

4
**Willensfreiheit und
Rational Choice**

32
**Die Archologie des
Wissens**

Organisation-
soziologie

4
Lehrforschung

Supervision,
Coaching,
Mentoring

43
Exkursion

Organisiert in die
Hauptstadt

45
Kommentar

Von Autonomie,
Reform und
Demobürokratie

RUBRIKEN

1
sozusagen Kunst

Thomas Abel

4
News

Neuigkeiten der
Fakultät

38
Rezensionen

Chomsky,
Kauffmann,
Frantzen

52
Dissertationsprojekt

Daheim im
www.cibervalle.com

54
Autopoesie

55
Autopoesiealbum

Birgit Geissler



RANBERCHEDERSZIOLOGIE

Radikale Demokratie und die Unmöglichkeit der Gesellschaft. Ein Gespräch mit Ernesto Laclau

Das Interview führte Urs Stäheli

Ernesto Laclau ist emeritierter Professor für politische Theorie am Department of Government der University of Essex (England) und war Direktor des „Centre for Theoretical Studies in the Humanities and Social Sciences“. Mit Chantal Mouffe hat er 1985 (dt. 1990) das für die marxistische Diskussion bahnbrechende Werk „Hegemonie und Radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus“ publiziert, das durch die Dekonstruktion des marxistischen Diskurses versucht, theoretische Mittel für die Analyse gegenwärtiger Gesellschaften zu gewinnen. In dieses konsequent anti-essentialistische Theorieprojekt fügen sich Elemente von Antonio Gramscis Denken mit solchen neuerer poststrukturalistischer DenkerInnen zusammen. Die Kritik an Rationalismus und aufklärerischem Universalismus bildet die Grundlage für eine Theorie des Antagonismus und eines Projektes radikaler, pluraler Demokratie. In „New Reflections on the Revolution of Our Time“ (1990) hat Laclau in Zusammenhang mit der Slowenischen Lacan-Schule um Slavoj Žižek sein Subjekt-konzept vertieft. Ebenfalls zu nennen ist hier die Essaysammlung „Emancipation(s)“ (1996), welche 2002 ins Deutsche unter dem Titel „Emanzipation und Differenz“ übersetzt wurde.

Sie sind einer der wenigen TheoretikerInnen, die versuchen, verschiedene poststrukturalistische Ansätze als Werkzeuge für die Entwicklung einer politischen Theorie zu benutzen und so gleichzeitig die Perspektive auf ein linkes Projekt radikaler Demokratie zu eröffnen. Gleichzeitig wird jedoch besonders in Deutschland von Jürgen Habermas Poststrukturalismus mit Neokonservatismus gleichgesetzt. Welches sind für Sie die wichtigsten Gründe diese theoretischen Ansätze zu verwenden?

Wie Sie wissen, ist Habermas weit davon entfernt, ein ausgewogener und verlässlicher Kritiker zu sein, wenn es darum geht, gegenwärtige philosophische Strömungen zu beurteilen. Sein „Philosophischer Diskurs der Moderne“ ist eines der krassesten mir bekannten Beispiele für ein Missverständnis der sogenannten „poststrukturalistischen“ Schulen. Aber lassen Sie uns nicht zu viel Zeit mit dieser sterilen Polemik verlieren und kommen wir stattdessen auf die wesentlichen Aspekte Ihrer Frage zu sprechen. Ich denke, dass das von der Aufklärung geerbte emanzipatorische Projekt eine deutliche Sackgasse erreicht hat. In meiner Arbeit habe ich versucht, die verschiedenen Dimensionen einer derartigen Sackgasse herauszuarbeiten. Es kann ohne Probleme aufgezeigt werden, dass der Begriff der „Emanzipation“, wie er wohl am deutlichsten in der klassischen Revolutionsidee

ausgedrückt wird, das Ergebnis des Operierens von sich einander widersprechenden Logiken ist:¹ Die Idee einer völlig transparenten und versöhnten Gesellschaft ist unvereinbar mit dem Begriff der Freiheit; und die Beziehung zwischen Freiheit und Macht ist weit davon entfernt, eine gegenseitigen Ausschluss zu sein, wie es der Rationalismus der Aufklärung postuliert hatte.

Dies konfrontiert uns mit einer klaren Alternative: *Entweder* gehen wir davon aus, dass die Ambiguitäten und Widersprüche des klassischen Emanzipationsprojektes seinen vollständigen Niedergang zur Folge haben; *oder* wir gehen davon aus, dass diese logischen Unzulänglichkeiten eher auf eine unterschiedliche Modulation seiner Themen, als auf seinen völligen Zusammenbruch verweisen. Um kurz auf Habermas zurückzukommen: Er unterstützt die erste Sichtweise, und sein Versuch, die Werte der Aufklärung zu verteidigen, führt ihn folglich dazu, eine neue rationalistische Begründung für diese zu finden. Diese Begründung ist gewiss „schwächer“ und theoretisch anspruchsvoller als im traditionellen „foundationalism“, aber, *in der letzten Instanz* unterscheidet sich bei Habermas die Rolle universaler Regeln nicht sehr stark vom letzteren.

Was ich zu unternehmen versuche, ist genau das Gegenteil: An möglichst vielen Werten der Aufklärung festhalten und diese von ihrer rationalistischen Schale trennen. Die Ambiguitäten und „Widersprüche“ im Prozesse ihrer Konstitution können dann als ein komplexes kontingentes Terrain gesehen werden, auf dem diese Werte konstruiert werden und funktionieren müssen. Dies ist der Ort, wo die sozialen Logiken, wie von den verschiedenen Schulen des Poststrukturalismus entwickelt worden sind, wirklich nützlich werden: Unter anderem die Dekonstruktion, die Foucaultsche Genealogie und Lacans Logik des Signifikanten vermögen mittels ihrer Beachtung von Beziehungen zwischen den Objekten besser als der Rationalismus die komplexen Identitäten unserer gegenwärtigen Welt zu verstehen. „Humanistische“ Werte werden von mir beispielsweise nicht einfach in Frage gestellt, sondern müssen aus differentiellen Identitäten konstruiert werden, die stärker verstreut (dispersed) sind als jene, zu welchen die AufklärerInnen und ihre NachfolgerInnen Zugang haben.

Das in Ihrer Arbeit äußerst wichtige Konzept des Diskurses versucht, das Fehlschlagen „aufklärerischer“ soziologischer Theorien, welche das „Soziale“ häufig überbewerten, zu vermeiden. Könnten Sie Ihren eigenen Diskursbegriff kurz charakterisieren und erklären, warum er in Ihrem theoretischen Projekt eine derart wichtige Stellung einnimmt?

Unter Diskurs verstehen wir [Ernesto Laclau und Chantal Mouffe] eine sinnhafte Totalität, d.h. eine Totalität, deren Elemente sich in einem Verhältnis gegenseitiger Referenz befinden. Um mich auf die Genealogie unseres eigenen Konzeptes zu beziehen, möchte ich gerne auf einige grundlegende Quellen verweisen. Die erste ist die zunehmende Formalisierung der Theorie des „Zeichens“, wie sie in der strukturalistischen Linguistik stattgefunden hat, von de Saussure bis zur Kopenhagener und Prager Schule. Diese Formalisierung führte zu einem sich vergrößernden Bruch zwischen der Form einer Sprache (language) und den „Substanzen“ (geschriebenen oder phonetischen), in welchen sie realisiert wurde. Als diese Formalisierung vollendet war, bezog sich Sprache nicht mehr auf ein Objekt unter anderen Objekten sondern wurde zu einer Perspektive, welche es ermöglicht, die Totalität sozialer Beziehungen (seien diese linguistischer oder verhaltensmäßiger Art) zu beschreiben. Dies machte seit den 60er Jahren unter anderem die Entwicklung der Semiologie möglich.

Eine andere Quelle ist der Begriff der „Sprachspiele“ beim späten Wittgenstein. Dieser Begriff bezieht sich nicht nur auf Worte, sondern auch auf das Ensemble sozialer Handlungen, in welches diese eingebettet sind. Wenn man Wittgensteins Sprachspiele in den Begriffen der Logik des Zeichens beschreibt, wie sie in der Saussureschen und Post-Saussureschen Linguistik entwickelt wurde, kommt man dem Begriff des Diskurses, wie wir ihn in unserer Arbeit entwickelt haben, sehr nahe. Unsere grundlegende Annahme besteht darin, dass es keine Handlungen gibt, welche der sozialen Bedeutungsproduktion entgegen können und dass diese Produktion konsequenterweise mittels Begriffen der Bewegung oder der teilweisen Veränderung, wie sie der Logik des Zeichens innewohnen, beschrieben werden können. Selbst die Subversion einer derartigen Logik kann als eine dieser partiellen Modifikationen betrachtet werden.

Die Nützlichkeit dieses Ansatzes liegt meiner Meinung nach darin, dass die Logik des Zeichens fähig ist, relevantere Modifikationen und differentielle Bewegungen, die für die soziale Analyse wichtig sind, zu erfassen als andere beschreibende Systeme (wie zum Beispiel Behaviorismus oder der Strukturfunktionalismus).

Wie verhält sich dieser Begriff des Diskurses zu jenem von Michel Foucault in der „Archäologie des Wissens“?

Foucault hat ebenfalls einen Diskursbegriff entwickelt, der sich jedoch von unserem deutlich unterscheidet. Der Hauptunterschied besteht darin, dass für ihn (zumindest in der „Archäologie des Wissens“) der „Diskurs“ ein Objekt unter anderen ist und dass er eine scharfe Trennung zwischen dem Diskursiven und dem Nicht-Diskursiven aufstellte. Später formulierte er ein neues Konzept, das des „Dispositivs“, welches dem näher kommt, was wir unter Diskurs verstehen.²

In „New Reflections on the Revolution of our Time“ heben Sie hervor, dass trotz einer Kritik neo-marxistischer Ideologiebegriffe – die auf Ihrem Diskursbegriff basiert – der Ideologiebegriff für eine kritische Analyse unverzichtbar bleibt. Um den Ideologiebegriff beizubehalten schlagen Sie vor, den traditionellen Begriff „umzudrehen“: indem „das Nicht-Erkennen des prekären Charakters einer jeden Positivität, der Unmöglichkeit einer letzten Naht“³ als ideologisch betrachtet wird und nicht als die Verschleierung von Wahrheit. Wie wird es dann aber möglich, eine Position einzunehmen, die es erlaubt, das Prekäre und die Kontingenz zu erkennen, nachdem durch die Kritik eines generalisierten Wahrheitsbegriffes eine Metaposition ausgeschlossen worden ist? Denn letztlich setzen Sie immer noch die Möglichkeit der Erkennbarkeit dieser Kontingenz voraus. Inwiefern müsste man dann nicht konsequenterweise ganz auf den Ideologiebegriff verzichten?

Nein, ich denke nicht, dass dies nötig ist. Es ist richtig, dass es mir nicht so sehr um die Bezeichnung geht, die verwendet wird, um diese Funktion der Verkennung (*misrecognition*) zu beschreiben – ob dies nun „Ideologie“ ist oder eine andere. Ich denke, dass aber die Funktion der Verkennung, der konstitutive Charakter der Verkennung wesentlich ist, um zu verstehen, wie soziale Identitäten konstituiert werden und funktionieren. Die Art, in der Sie Ihre Frage formulieren, legt nahe, dass es sich hier um eine epistemologische Frage handelt, d.h. um die Möglichkeit oder Nicht-Möglichkeit, das „wahre“ Wissen zu erreichen. Dem ist aber keineswegs so. Statt dessen besteht die Frage darin, ob Verkennung nicht grundlegend konstitutiv für das menschliche Subjekt ist. Lassen Sie uns das mit der psychoanalytischen Kategorie der Identifizierung denken. Wenn der Mensch letztlich „Mangel“, die Abwesenheit des Seins⁴, ist, dann wird, welches Sein er auch immer haben wird, dieses durch Identifikationsakte angeeignet. Aber letztere verbergen im Grunde den ursprünglichen Mangel, welcher die Wahrheit des Subjektes ist. In dieser Weise verstanden, ist die Tatsache der Verkennung für jede mögliche Gesellschaft konstitutiv. Ihr kann nicht in der Zukunft, wenn wir über ein besseres Wissen verfügen werden, entgangen werden. Wissen als solches setzt als seine Bedingung eine erste und unausweichliche Verkennung voraus. Und, wie Sie sehen, ist dies nicht etwas Negatives, sondern vielmehr die Quelle jeglicher sozialer Produktivität. Hier haben Sie auch ein Beispiel für den Punkt, den wir vorher besprochen haben: Der Bruch mit essentialistischen und rationalistischen Kategorien ermöglicht es, das Terrain oder den Moment dieser Unmöglichkeiten, welche jedem menschlichen Wert und jedem symbolischen System sozialer Beziehungen zu Grunde liegen, zu bestimmen.

4. Nach diesen diskurstheoretischen Erläuterungen möchte ich gerne Ihr Projekt radikaler und pluraler Demokratie diskutieren. Dieses Projekt hebt die Bedeutung sowohl von Gleichheit wie auch Autonomie hervor. Dieselben

Werte spielen auch in liberal-demokratischen Ideologien eine große Rolle. Um etwas ketzerisch zu fragen: Inwiefern unterscheidet sich dieses Projekt von liberal-demokratischen Regimes mit institutionalisierter direkter Demokratie wie etwa der Schweiz, wo zumindest auf einer formalen Ebene verschiedenste Prozeduren direkter Demokratie anzutreffen sind?

Lassen Sie uns zunächst darüber klar werden, was wir meinen, wenn wir über direkte Demokratie sprechen. In der politischen Literatur wird direkte Demokratie der repräsentativen Demokratie gegenübergestellt; direkte Demokratie meint dann einen Typ eines politischen Arrangements, in dem die Versammlung aller Bürgerinnen alle Entscheidungen, welche die Gemeinschaft angehen, treffen, ohne dafür Repräsentantinnen zu wählen. Ich nehme an, dass Sie nicht dies ansprechen, sondern dass Sie vielmehr an gewöhnliche demokratische Regimes denken, die auf dem Prinzip der Repräsentation als eine formale Prozedur der Entscheidungsfindung begründet sind. Deshalb ist auch die Schweiz eine *repräsentative* Demokratie mit deutlichen korporatistischen Tendenzen. Falls also Ihre Frage rein prozedural ist, unterscheidet sich die radikale Demokratie nicht von liberaler Demokratie im üblichen Sinne; mit der Ausnahme, dass sie einen höheren Grad an Dezentralisierung des „decision-making“-Prozesses erfordert sowie eine Art verfassungsmäßige Garantie, dass eine absolute Mehrheit nicht die Macht besitzt, arbiträre Entscheidungen einem bestimmten Teil der Bevölkerung aufzuzwingen. Die Unterscheidung liegt eher woanders. Liberale Demokratien, wie sie historisch entstanden sind, basierten auf einer strikten Trennung von einer privaten und einer öffentlichen Sphäre sowie auf einer einheitlichen Konzeption der öffentlichen Sphäre, die um einen einzigen Raum der „citizenship“ (Staatsbürgerschaft) konstituiert wird. Deshalb ist Gleichheit strikt auf diese öffentliche Sphäre begrenzt, während eine Politisierung dessen, was traditionellerweise das private Terrain war, prinzipiell ausgeschlossen ist.

Radikale Demokratie bricht mit diesen beiden Dogmen des liberalen Denkens. In erster Linie weitet diese die egalitäre Logik auf weitere Gebiete sozialer Beziehungen aus. Denken Sie beispielsweise an das feministische Motto „the personal is political“ oder an Hannah Arendts Konzeption öffentlicher Räume, die überall dort zustande kommen, wo kollektive Handlungen stattfinden – z.B. Leute, die einer Bürgerinitiative zur Verhinderung eines Flughafens, der zu Nahe bei einem bestimmten Wohngebiet liegt, beitreten.

Aber man muss zweitens anfügen, dass diese Vielzahl öffentlicher Räume nicht in der Erschaffung eines einzigen vergrößerten öffentlichen Raums aufgeht, was schnell zum Totalitarismus führen könnte. Im Gegenteil, es müssen öffentliche Räume sowie vielfältige und inkommensurable Entscheidungen, welche die Gemeinschaft als ganze betreffen, in ihrer Pluralität verhandelt werden. Wie Sie sehen, das radikale Moment – die zunehmende Politisierung sozialer Beziehungen – und das plurale Moment – die

Vielzahl öffentlicher Räume – gehorchen nicht einer ihnen zugrundeliegenden einheitlichen Logik, und ihre Kombination ist ein pragmatischer Verhandlungsprozess, dessen Ergebnis völlig offen ist.

Es scheint, dass Ihre Demokratietheorie von einer optimistischen Einschätzung der Zukunft von Demokratie ausgeht. Sie schreiben etwa: „Sobald die Menschen die Legitimität des Gleichheitsprinzips in einer Sphäre akzeptieren, werden sie versuchen, es auf andere Lebenssphären auszuweiten.“⁵ Oder Chantal Mouffe, die Ko-Autorin von „Hegemony and Socialist Strategy“ formuliert sogar: „Einmal begonnen, musste die demokratische Revolution notwendigerweise alle Macht- und Herrschaftsformen, welcher Art auch immer, untergraben.“⁶ Warum gehen Sie von einer derartigen Notwendigkeit der Expansion der demokratischen Logik auf andere Sphären aus? Und wie würden Sie Fälle wie die Schweiz erläutern, wo ein direktdemokratisches politisches System besteht und gleichzeitig kaum Formen ökonomischer Demokratie anzutreffen sind?

Die Idee, dass die Logik der Gleichheit einen demonstrativen Effekt hat, ist eine alte Idee, welche bestimmt nicht ursprünglich von Chantal Mouffe oder von mir selbst formuliert worden ist, sondern bis auf Tocqueville zurückgeht (in einer bestimmten Weise ist sie auch bei Burke gegenwärtig). Das wesentliche Argument ist, dass vor 250 Jahren die westlichen Gesellschaften eine radikale Veränderung ihres politischen und sozialen Imaginären⁷ durchgemacht haben. In frühen Gesellschaftsformen waren soziale Imaginäre nicht um den Begriff der Freiheit als einen positiven Wert organisiert; im Gegenteil, der Begriff einer hierarchischen Ordnung der Welt dominierte alle kollektiven Repräsentationen: Die Menschen waren nur vor Gott gleich. Als aber das Prinzip der Freiheit zu einem positiven Wert geworden war, wurde es unmöglich, dieses auf den klassischen Raum der „Staatsbürgerschaft“ (citizenship) zu beschränken, sondern es wurde zunehmend auf eine größere Zahl von Sphären angewandt und wurde zum mächtigen Instrument im Prozess politischer Argumentation: Gleichheit der Geschlechter, ökonomische Gleichheit, ethnische Gleichheit, gleiche Rechte der Nationen etc.

Das heißt nicht, dass die Verbreitung der Logik der Gleichheit auf zunehmend größere Gebiete ein automatischer Prozess gewesen wäre, oder dass sie im Laufe ihrer Verbreitung nicht mit unterschiedlichen oder älteren hierarchischen Logiken konfrontiert worden wäre. Aber es *bedeutet* vielmehr, dass Gleichheit eine hegemoniale Logik geworden ist und dass entgegengesetzte Argumente auf einem Terrain konstruiert werden mussten, welches die wesentliche Geltung des Gleichheitsprinzips akzeptierte. Ein sozialistisches Argument für ökonomische Gleichheit kann mit dem Argument konfrontiert werden, dass alle das gleiche Recht auf den vollständigen Genuss der Produkte ihrer eigenen Arbeit haben (was den Widerstand gegen jede Politik der Umverteilung mit sich ziehen würde).

Gemeinsam ist jedoch beiden Argumenten, dass sie das Prinzip der Gleichheit in Anschlag bringen, um ihre gegensätzlichen Schlussfolgerungen zu begründen. Selbst totalitäre Logiken machen häufig Gebrauch von egalitären Argumenten (das EINE Volk). Hierarchische Argumente, welche beispielsweise behaupten, dass Gott den Menschen unterschiedlichen Lebenssphären zugeteilt hat, und dass deshalb eine wesentliche Ungleichheit zwischen ihnen besteht, sind völlig marginal für das politische Imaginäre der gegenwärtigen Welt.

Sie zeigen, dass moderne kapitalistische Gesellschaften mit einer Menge neuer Antagonismen konfrontiert sind (etwa aufgrund von Verdinglichung, Bürokratisierung, Massenproduktion, Kulturindustrie, Individualisierung). Diese Tendenzen, so Ihr Argument, sollten nicht einfach kulturpessimistisch betrachtet werden, sondern als Chancen für die Reartikulation eines neuen hegemonialen Projektes genutzt werden. Diese Lesart der neuen Antagonismen ist durch deren Artikulationsmöglichkeiten mit den demokratischen Prinzipien von Freiheit und Gleichheit bestimmt. Es scheint nun aber, dass es größere Schwierigkeiten bereiten könnte, ökologische Risiken in der Form eines demokratischen Projektes zu artikulieren. Da radikale und plurale Demokratie in Ihrem Entwurf vor allem dann ihre subversiven Potentiale entfaltet, wenn sie Unterordnungsverhältnisse denaturalisiert, könnte eine derartige Politisierung ökologischer Risiken schwieriger sein. Denn letztlich handelt es sich hier nicht mehr um ein Unterordnungsverhältnis im klassischen Sinne.

Ökologische Diskurse sind ihrem Wesen nicht unbedingt demokratisch. Sie können sogar das Gegenteil sein, wenn z.B. argumentiert wird, dass eine autoritäre Regierung benötigt wird, um die Umwelt zu schützen. Ich denke aber, dass für alle anderen sogenannten demokratischen Forderungen das gleiche zutrifft. Feministische Forderungen können etwa so konstruiert werden, dass nach dem Staat oder nach rechtlicher Intervention gerufen wird, was dann notwendigerweise mit demokratischen Forderungen anderer Gruppen zusammenstößt. Denken Sie nur an jene gegenwärtigen Strömungen des amerikanischen Feminismus, die *de facto* eine politische und kulturelle Allianz mit der ‚moralischen Mehrheit‘ eingegangen sind. Das gleiche kann über die isolierten Forderungen jeder Gruppe gesagt werden.

Der springende Punkt ist, dass eine Schwalbe noch nicht den ganzen Sommer ausmacht, und dass keine individuelle Forderung ausreicht, um ein demokratisches Imaginäres zu konstituieren. Dieses, wie alle Imaginäre, ist ein Horizont⁸ und muss, um als solcher funktionieren zu können, eine gewisse Distanz zum Inhalt einer jeglichen konkreten Forderung herstellen. Nur die Artikulation bestimmter politischer Forderungen innerhalb einer Äquivalentenkette mit anderen Forderungen macht die Formierung eines demokratischen Imaginären, das die wesentliche Komponente radikaler Demokratie ist, möglich. Aus dieser Sichtweise, um auf Ihre anfängliche Frage

zurückzukommen, ermöglichte in einigen westeuropäischen Ländern nicht das Wesen einer bestimmten Forderung oder Gruppe, sondern eine hegemoniale Konstellation von Äquivalenten, dass ökologische Diskurse einen Teil des radikal-demokratischen Projektes ausmachen. Die Grünen in Deutschland etwa sind nicht auf ihre spezifisch ökologischen Forderungen beschränkt, sondern vertreten progressive Positionen in einer Vielzahl anderer Themen wie etwa Feminismus, Rechte für Homosexuelle, Ökonomie etc. Aber diese Äquivalentenkette ist das Produkt einer kontingenten historischen und politischen Konstruktion, und diese kann in einem anderen historischen Kontext zusammenbrechen.

(Post-)moderne Gesellschaften können nicht mehr gemäß einer zentralen Logik, welche die gesamte Gesellschaft steuert (etwa die Kapitallogik oder die Logik ökologischer Risiken), analysiert werden. Wenn wir die Irreduzibilität sozialer Sphären akzeptieren (vgl. etwa Michael Walzer oder auf unterschiedliche Weise Niklas Luhmann), könnte es schwierig werden, ein hegemoniales Projekt zu verfolgen, das nicht nicht auf eine Sphäre beschränkt ist, sondern den ganzen sozialen Raum betrifft. Wie würden Sie Positionen begegnen, welche deshalb moderne Gesellschaften für zu komplex halten, als dass eine Expansion demokratischer Verfahrensweisen jenseits des politischen Systems denkbar wäre?

Ihre Vorbehalte wären berechtigt, wenn das, was eine Theorie der Hegemonie erreichen wollte, sowohl ein Verständnis des Funktionierens einer spezifischen sozialen Logik *als auch* die Bestimmung eines strukturellen Ortes, von dem die Resultate dieses Funktionierens einheitlich auf die Gesellschaft als Ganzes ausgestrahlt würden. Dem ist aber nicht so. Wir konzipieren die hegemoniale Logik nicht als notwendig mit bestimmten strukturellen Orten verbundene. Unsere Kritik an den essentialistischen Überresten in Gramscis Denken ist genau auf die zweideutige Rolle gerichtet, welche Begriffe wie der ‚Staat‘ (selbst das Konzept des ‚integralen Staates‘) oder die ‚fundamentale Klasse der Gesellschaft‘ in seinem Ansatz einnehmen. Einerseits ist jede Art der Zentralität für ihn hegemonial und pragmatisch konstruiert; andererseits kann man aber nicht dem Eindruck entkommen, dass der Klassencharakter dieser hegemonialen Konstruktion und, der Staat als privilegierter Ausstrahlungspunkt der hegemonialen Effekte das Ergebnis einer strukturellen Zentralität ist, die jeglicher politischen Konstruktion vorausgeht.

Aber diese Ambiguität besteht bestimmt nicht in unserem Ansatz. Lassen Sie mich zwei grundsätzliche Dinge ausführen. Erstens ist Hegemonie eine Praktik der *Artikulation*, der Konstruktion kontingenter Verbindungen zwischen heterogenen und verstreuten Phänomenen. Als solche ist sie sicherlich der Ausstrahlungsort einer Vielzahl totalisierender Effekte. Aber diese Effekte laufen nicht auf einen vollentwickelten ‚Gesellschaftseffekt‘ hinaus, da deren Ausgangspunkt nicht ein notwendiger

struktureller Ort ist. Es gibt keinen privilegierten Punkt, von dem Hegemonie ausgehen könnte. Deshalb sind sowohl die hegemonialen Artikulationen wie auch der hegemoniale Kern völlig kontingent und folglich wird immer eine Mehrzahl hegemonialer Zentren existieren, welche die Orte von immer unvollständigen und letztlich fehlgeschlagenen Totalisierungen sind. Und dies entspricht genau der Komplexität gegenwärtiger Gesellschaften, auf die Sie sich beziehen. Es ist allerdings wahr, dass diese Unvollständigkeit desto offenkundiger wird, je komplexer und fragmentierter eine Gesellschaft ist. Dies stellt jedoch nicht im geringsten die hegemoniale Konstruktion von sozialen Beziehungen und Identitäten in Frage.

In welcher Weise bezieht sich Ihr Entwurf einer politischen Theorie auf Debatten rund um die „civil society“ (im Sinne von John Keane oder Cohen/Arato), welche die Bedeutung von zivilgesellschaftlichen Institutionen hervorheben, die den Einflussbereich des Staates beschränken sollen? Können die von Ihnen beschriebenen Antagonismen in der „civil society“ lokalisiert werden?

Nicht unbedingt. Ich habe nur wenig Sympathie für Versuche die Teilung von Staat und „civil society“ zu schärfen. Ich denke, dass diese größtenteils das Ergebnis einer Verallgemeinerung der Erfahrung osteuropäischer Länder unter dem Kommunismus sind. Antagonismen aber treten sowohl *im* Staat als auch *in* der „civil society“ auf, und es besteht kein Grund anzunehmen, dass sie nur auf der einen oder anderen Seite der Linie, welche die beiden sozialen Räume voneinander teilt, auftauchen werden. Wie ich bereits gesagt habe, könnte man unter starkem Vorbehalt vertreten, dass dies eine ungefähre Beschreibung der Ereignisse in den bürokratischen Regimes in Ost-Europa ist, aber die Gründe dafür sind offensichtlich: Dies waren völlig unpopuläre Regimes, welche von der Sowjetunion gegen den Willen einer breiten Mehrheit der Bevölkerung aufgezwungen worden sind. Das ist aber keine Erfahrung, die auf der ganzen Welt in der gleichen Weise wiederholt wird. Noch weniger kann behauptet werden, dass alle progressiven Unternehmungen ihren Konstitutionsort eher in der „civil society“ als im Staat haben. In manchen Zusammenhängen der Dritten Welt, wo uns die Marginalisierung großer Teile der Bevölkerung mit einer schwachen und zerstörten „civil society“ konfrontiert, wird der Staat zum Ausgangspunkt sozialer Rekonstruktion. In anderen Zusammenhängen kann der Staat in den Händen einer nationalistischen Militärelite sein, die einen Prozess sozialer Transformation gegen traditionelle konservative Oligarchien, welche sich in der „civil society“ gut eingerichtet haben, versucht. Und selbst in fortgeschrittenen Industrieländern kann der Staat der Ausgangspunkt einer progressiven Gesetzgebung sein, die mit älteren Formen der Unterordnung bricht, welche noch immer in der „civil society“ vorherrschend sind. Wir sollten nie vergessen, dass die „civil society“ durch Antagonismen tief gespalten ist, und dass die Rolle des Staates in Beziehung zur letzteren nicht von Anfang an feststeht.

In einem neueren Artikel kritisiert Michael Walzer⁹ das Credo großer Teile der Neuen Linken, welches zusammenfassend als „To live well is to be politically active“ oder „alles ist politisch“ formuliert werden kann. Er betont die einfache Tatsache, dass ein Subjekt nicht nur Politik machen kann, sondern auch arbeiten muss, vielleicht auch gerne ein gutes Essen genießt oder gerne mit FreundInnen diskutiert. Ihre eigene politische Theorie geht von einem „Primat des Politischen“ aus. Wie entgeht sie dann aber Walzers Vorwurf einer derartigen Überpolitisierung?

Wir haben über das Primat des Politischen in zwei verschiedenen Bedeutungen gesprochen, von denen keine der Bemerkung von Michael Walzer, die Sie gerade erwähnt haben, widerspricht und der ich auch völlig zustimme. In einem ersten Sinne haben wir einen derartigen Ausdruck der Debatte um Marxismus und Post-Marxismus in einer polemischen Art und auch gegen die sogenannte Annahme einer „Determination in der letzten Instanz durch die Ökonomie“ verwendet. Und vergessen Sie nicht, dass wir nicht von einer „topographischen“ Annahme ausgehen, welche die Teilung zwischen einer ökonomischen und einer politischen Sphäre akzeptieren würde und schlicht deren Priorität umkehren würde. Ganz im Gegensatz dazu, versuchen wir zu zeigen, dass das, was gewöhnlicherweise „die Ökonomie“ genannt wird, nicht ein Raum ist, der durch Naturgesetze konstituiert ist, sondern stattdessen ein Raum, dessen Funktionieren kontingente hegemoniale Artikulationen erfordert und in genau diesem Sinne politisch ist.

In einem anderen, allerdings davon nicht völlig unabhängigen Sinne, habe ich in meiner gegenwärtigen Arbeit über das Politische als die ontologische Konstitutionsebene des Sozialen gesprochen. Dies ist mit der Entscheidungstheorie verbunden, an der ich im Moment arbeite: Damit *meine* Entscheidung eine Entscheidung ist, muss sie eine arbiträre Wahl sein. Denn wenn es einen *Grund (reason)* für meine Entscheidung gäbe, dann entscheidet diese vorgängige Rationalität und nicht ich selbst. So hat Derrida¹⁰ kürzlich, indem er Kierkegaard zitiert, festgestellt, dass der Moment der Entscheidung Wahnsinn ist. Diese rein kontingente Entscheidung, welche keine äußere Quelle hat als sich selbst, nenne ich das Politische, und sie ist auch der Ursprung des Subjektes als Moment einer radikalen Autonomie, welche sich aus dem Scheitern der Struktur ergibt. Ein derartiger Akt radikaler Schöpfung ist immer auch ein Machtakt. Mein theoretischer Ansatz an diese Probleme kann in zwei Formulierungen zusammengefasst werden: 1) Das Subjekt ist die Distanz zwischen der Unentscheidbarkeit der Struktur und der Entscheidung; 2) Macht ist die Spur der Kontingenz [der Entscheidung, U.S.] innerhalb der Struktur.

Gegenüber dem „Politischen“, d.h. dem Moment radikaler Instituierung, befindet sich das „Soziale“, der Raum sedimentierter sozialer Praktiken, welche im Grunde repetitiv sind und in welchen ich einer unter anderen bin, ein Handelnder, der völlig durch die Struktur determiniert

ist. Da aber die Fähigkeit der Struktur, jede neue Situation ins System ihrer Kategorien zu subsumieren, beschränkt ist, wird immer ein Rest radikaler Kreativität bestehen, der politisch sein wird. In diesen Perioden, welche von Gramsci als „organische Krise“ beschrieben worden sind, ist das Feld des Politischen auf Kosten des Sozialen ausgeweitet. Unter dem Primat des Politischen verstehe ich also die Tatsache, dass jede soziale Institutionierung (institution) ein letztlich institutionierendes Moment besitzt, das politisch gewesen ist, und dass das Soziale durch das Verbergen der Spuren dieses Moments einer radikalen Institutionierung konstituiert wird. Genau in diesem Sinne habe ich die Dualität des Sozialen/des Politischen mit der von Husserl vorgeschlagenen Dualität von Sedimentierung und Reaktivierung verbunden. Wie Sie sehen, gibt es nichts in meinem Ansatz, was ihn mit der von Walzer richtigerweise heftig kritisierten Überpolitisierung verbinden würde.

Anmerkung der Redaktion: Bei diesem inzwischen mehr als zehn Jahre alten Interview handelt es sich um einen Wiederabdruck. Es wurde erstmals in stark gekürzter Form in der schweizerischen WOZ am 26.5.96 veröffentlicht und dann in der hier vorliegenden Version in der sozusagen (Heft) 3 aus dem WS 97/98. Wir danken Urs Stäheli, welcher dieses Interview mit Laclau führte und ins Deutsche übersetzt hat, für die Freigabe dieses – wie wir hoffen – immer noch spannenden Gespräches.

1 Siehe Ernesto Laclau: *Jenseits von Emanzipation*, 1994 (Anm. d. Übers.).

2 *Anmerkung der Redaktion: Ausgehend von der Unterscheidung zwischen diskursiven Praktiken (wie beispielsweise Sprechakten) und nicht-diskursiven Praktiken (wie beispielsweise dem Bau eines Hauses) verstand Foucault unter einem Dispositiv die Verknüpfung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken. Hier sind beispielsweise seine Analysen zum Sexualitätsdispositiv zu nennen, wie sie in seinen drei Büchern zu „Sexualität und Wahrheit“ vorliegen. Laclau und Mouffe versuchen hingegen unter Rückgriff auf*

Wittgensteins Sprachspielkonzept die Verknüpfung von symbolischen und materiellen Elementen von vornherein als konstitutiv für jeden Diskurs zu denken, weshalb der Diskursbegriff, wie er bei Foucault in der Archäologie des Wissens vorliegt, in dieser Form nicht übernommen werden kann.

3 Ernesto Laclau, *New Reflections on the Revolution of Our Time*, London: Verso (1990), S. 92.

4 Anm. d. Übersetzers: Laclau spielt hier auf den Lacanschen Subjektbegriff eines „manque de l'être“ an; ein Subjekt, das notwendigerweise durch jede Repräsentation durch Signifikanten verkannt wird.

5 Laclau, a.a.O., S. 128.

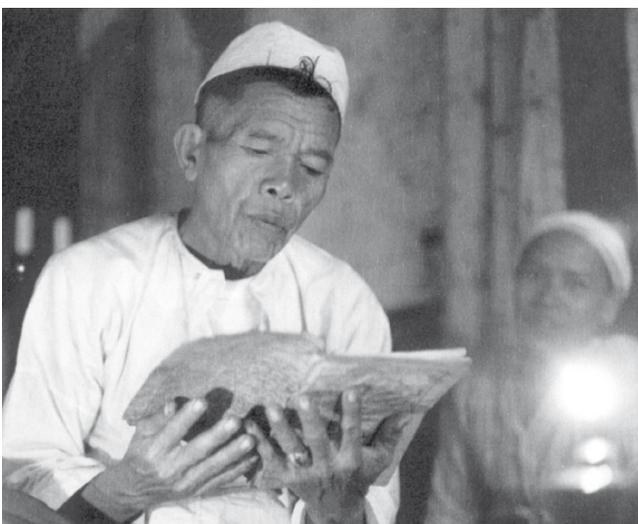
6 Chantal Mouffe, „Hegemony and New Political Subjects: Towards a New Concept of Democracy“, in: Nelso, Cary/Grossberg, Lawrence (Eds.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Illinois: Illinois University Press (1988), S. 94.

7 Anm. d. Übersetzers: Den Begriff des Imaginären benutzt Laclau in Anlehnung an Lacan zur Beschreibung von diskursiven Konstruktionen, welche die Einheit und Vollständigkeit einer sozialen Ordnung beschreiben.

8 Im phänomenologischen Sinne wird hier ein sinnkonstituierender Horizont gemeint. (Anm. d. Übers.)

9 Michael Walzer, *The Civil Society Argument*, in: Chantal Mouffe (Ed.), *Dimensions of Radical Democracy*, London: Verso (1992).

10 Anm. d. Übersetzers: J. Derrida, *Force of Law: The „Mystical Foundation of Authority“*, in D. Cornell et al. (Ed.), *Deconstruction and the Possibility of Justice*, New York and London, Routledge, 1992.



Ihre Buchhandlung für **Politik & Poesie**



Hagenbruchstraße 7
33602 Bielefeld
Tel. 05 21 | 17 50 49
Fax 05 21 | 13 35 10

buch_eulenspiegel@gmx.de
www.buchladen-eulenspiegel.de



Determinismus und Rational Choice-Theorie

Von Konstanze Reinecke

Einleitung

Bei der Rational-Choice-Theorie (RC-Theorie) handelt es sich um einen reduktionistischen theoretischen Ansatz zur Erklärung, Simulation und Prognose sozialer Phänomene auf Basis der Verknüpfung von Mikro- und Makroebene. Demgemäß geht es um die „Formulierung möglicher Bedingungskonstellationen für das Auftreten bestimmter kollektiver Ereignisse“¹ mittels der logischen Analyse und Kenntnis empirischer Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge.

Die RC-Theorie hat ihren Ursprung in der klassischen Ökonomie (v.a. Adam Smith) sowie der erklärenden und verstehenden Soziologie Max Webers. Klassische Vertreter des Rational-Choice-Ansatzes sind z.B. James S. Coleman, Mancur Olson und Raymond Boudon, in der deutschen Soziologie v.a. Siegwart Lindenberg, Hartmut Esser, Viktor Vanberg und Karl-Dieter Opp. Mittlerweile findet die RC-Theorie Anwendungen in verschiedenen Forschungsbereichen, so in der Entscheidungs- und Spieltheorie, der Austauschtheorie, der Neuen Politischen Ökonomie, der Sozialwahltheorie, der Neuen Institutionen-ökonomie oder auch in modernen Vertrags- und Gerechtigkeitstheorien u.a.² und ist damit zu einer zentralen Theorie der Sozialwissenschaften und angrenzenden Disziplinen avanciert.

Die RC-Theorie geht von klar formulierten Prämissen aus. Fundamental ist die Annahme eines freien und selbst bestimmten Individuums, welches aufgrund von rationalem Kosten-Nutzen-Kalkül Entscheidungen trifft und Handlungen vollzieht. Diese Annahme über den Menschen impliziert die Frage nach der Existenz eines freien Willens als Handlungsmotivator (Frage nach der Willensfreiheit) und bildet einen zentralen Diskussionspunkt in der Philosophie des Geistes und seit einigen Jahren auch in den Neurowissenschaften und der Neurophilosophie. Aufgrund der Ergebnisse der modernen Hirnforschung bezweifeln führende Hirnforscher wie Wolf Singer und Gerhard Roth oder der Psychologe Wolfgang Prinz massiv die Existenz eines immateriellen freien Willens und plädieren statt dessen für einen kausalen Determinismus des Individuums. Legt man diese Auffassung eines deterministischen Weltbildes zugrunde, ergibt sich die Frage, inwieweit das Konzept der RC-Theorie noch haltbar ist und inwiefern sich die Sozialwissenschaften mit den Ergebnissen der modernen Hirnforschung und ihren möglichen Konsequenzen für die Erklärung und Organisation von Gesellschaft auseinandersetzen müssen.

In dieser Arbeit wird versucht, das Problem der Willensfreiheit mit der RC-Theorie in Beziehung zu setzen³. Zunächst erfolgt eine Einführung in das

Problem der Willensfreiheit. Anhand der Definition von Willensfreiheit nach Walter⁴ sollen die Kernpunkte im Zusammenhang mit Willensfreiheit exemplarisch aufgeführt werden. Innerhalb der philosophischen Positionen zur Willensfreiheit wird die im Kontext dieser Arbeit relevante Auffassung – der Determinismus – kurz dargestellt. Anschließend werden Aspekte aus der neurobiologischen Forschung und ihre Interpretation erläutert, die im Zusammenhang mit der Willensfreiheit eine maßgebliche Rolle spielen und auf die sich Roth und Singer u.a. berufen. Nach dieser neurophilosophisch gehaltenen Perspektive auf das Thema, sollen die RC-Theorie und ihre Prämissen dargestellt werden, um im letzten Teil RC-Theorie und die Determinismus-These nach Roth und Singer aufeinander zu beziehen und mögliche Probleme zu eruieren.

1. Das Ausgangsproblem: Gibt es einen freien Willen?

Die Frage nach der Willensfreiheit ist seit der Antike eine der Kernfragen der Philosophie des Geistes. Neben der Frage, ob Willensfreiheit überhaupt existiert und falls ja, in welcher Form, geht mit der Frage nach der Willensfreiheit ein definitorisches Problem einher: je nach Definition von Willensfreiheit, ergeben sich verschiedene Antworten auf die Frage nach ihrer Existenz und gegebenenfalls ihrer Form. Entsprechend finden sich in der Philosophie divergierende Konzepte von Willensfreiheit⁵.

Das subjektive Gefühl der Willensfreiheit beruht auf drei grundlegenden Faktoren, welche einerseits Bausteine philosophischer Theorien zur Willensfreiheit (z.B. bei Kant⁶) sowie Aspekte innerhalb des Alltagsverständnisses und der menschlichen Intuition darstellen.

Der erste Aspekt bezieht sich auf Freiheit im Sinne von Anders-Handeln-Können: Die Person, die sich zu etwas entscheidet, muss eine Wahl zwischen mindestens zwei Alternativen haben. D.h. sie muss so-oder-so entscheiden bzw. handeln können. Der zweite Aspekt betrifft die Autonomie des Handelnden. Autonomes Handeln bedeutet Handeln nach Gründen und Prinzipien, also intelligibles Handeln. Hiermit ist der dritte Aspekt verbunden, nämlich die Urheberschaft des Handelns: welche Wahl aus den vorhandenen Alternativen getroffen wird, muss entscheidend von der handelnden Person selbst abhängen. Eine Definition von Willensfreiheit, welche diese drei Aspekte einschließt, zugleich jedoch einen gewissen Interpretationsspielraum bietet, stellt die 3-Komponenten-Definition von Walter dar:

„Eine Person hat dann einen freien Willen (verfügt über Willensfreiheit), wenn in einer kritischen Anzahl ihrer Handlungen und Entscheidungen drei zentrale Bedingungen zugleich erfüllt sind. Die Person:

- (i) *könnte* auch *anders* handeln (handelt *frei*)
- (ii) handelt aus verständlichen Gründen (*intelligible* Form der *Willentlichkeit*)
- (iii) und ist *Urheberin* ihrer Handlungen“⁷.

Freiheit im Sinne von Anders-Handeln-Können bezieht sich zunächst auf Willensfreiheit im Sinne von Handlungsfreiheit. Eine Person ist in ihren Handlungen dann frei, wenn sie keinerlei Zwängen unterliegt, die sie hindern, das zu tun, was sie will. Der Aspekt des Anders-Handeln-Könnens findet sich bereits bei David Hume (1711-1776). Hume identifiziert Willensfreiheit mit Handlungsfreiheit:

„For what is meant by *liberty*, when applied to voluntary actions? We cannot surely mean, that actions have so little connexion with motives, inclinations, and circumstances, that one does not follow with a certain degree of uniformity from the other, and that one affords no inference by which we can conclude the existence of the other. For these are plain and acknowledged matters of fact. *By liberty*, then, we can only mean a power of acting or not acting, according to the determinations of the will; that is, if we choose to remain at rest, we may; if we choose to move, we also may. Now the hypothetical liberty is universally allowed to belong to every one, who is not a prisoner and in chains”⁸.

Nach Hume ist eine Person unfrei, sofern sie aufgrund externer Zwänge oder Restriktionen nicht tun kann, was sie will. Dabei handelt es sich um eine schwache Interpretation der ersten Komponente. Nach einer maximalen Interpretation bedeutet Freiheit ein Anders-Handeln-Können unter identischen Bedingungen hinsichtlich Naturgesetzen, Rand- und Antecedensbedingungen einer spezifischen Situation (*Alternativismus*)⁹.

Humes Position scheint nicht ausreichend für eine umfassende Konzeption von Willensfreiheit, da er die Frage nach der Freiheit des Wollens, also nach *Willensfreiheit* und damit nach internen Bedingungsfaktoren, ausklammert. Eine Möglichkeit ist es, Willensfreiheit analog zu Handlungsfreiheit zu definieren:

„If by saying what we *could* have done, what we did not do, we often mean merely that we *should* have done it, if we had chosen to do it, by saying that we *could* have chosen to do it, we may mean merely that we *should* have so chosen, if we had chosen to *make the choice*”¹⁰.

Diese Überlegung baut auf Harry Frankfurt (*1929) Theorie der konditionalen Analyse auf. Demnach liegt Willensfreiheit in der Fähigkeit, Wünsche zweiter Stufe hervorzubringen. Dies sind Wünsche, welche zum Inhalt haben, bestimmte Wünsche erster Stufe handlungswirksam werden zu lassen¹¹. Führt man Frankfurts Überlegungen konsequent weiter, stellt sich das Problem, wodurch die Wünsche zweiter Stufe definiert werden. Hier taucht das Problem der Willensfreiheit ebenso auf wie vorher, nur um eine Ebene verschoben. Willensfreiheit kann also nur durch die Annahme erklärt werden, dass Wünsche der n-ten Stufe den Wünschen der n+1-ten Stufe entsprechen,

jene wiederum der n+2-ten Stufe usw. Damit beinhaltet diese Theorie einen infiniten Regress.

Gary Watson kritisiert an Frankfurts Theorie, er habe den Aspekt der rationalen und moralischen Bewertung von Wünschen außer Acht gelassen. Moralische und Klugheitsüberlegungen können Entscheidungen und Handlungen einer Person beeinflussen, indem sie ausdrücken, welche Wünsche handlungswirksam werden *sollten*. Der Gedanke des rationalen Abwägens (Handeln aus intelligiblen Gründen) wird bereits von John Locke (1632-1704) als Charakteristikum von Freiheit angesehen. Wie später Hume verneint zwar auch Locke eine Freiheit des Willens im Sinne von „wollen können, was man will“, verweist jedoch auf die Freiheit von Entscheidungen und Handlungen¹²:

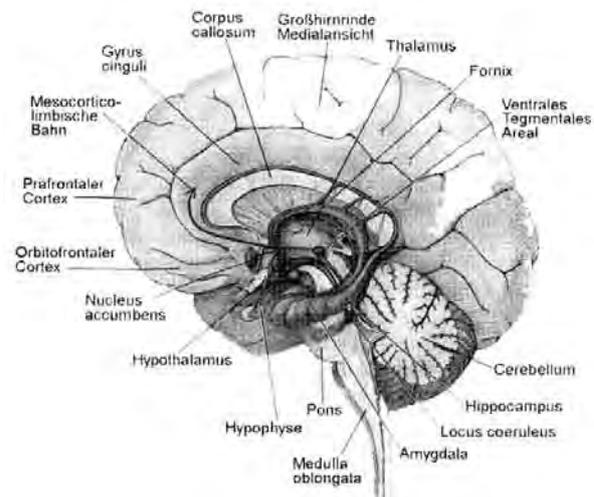


Abbildung 1: Längsschnitt durch das menschliche Gehirn mit den wichtigsten limbischen Zentren
Quelle: Roth, Aus Sicht des Gehirns 2003, S.13.

„For the mind having in most cases, as is evident in Experience, a power to *suspend* the execution and satisfaction of any of its desires, and so all, one after another, is at liberty to consider the objects of them; examine them on all sides, and weigh them with others. In this lies the liberty Man has [...] To prevent this we have a power to suspend the prosecution of this or that desire, as every one daily may Experiment in himself. This seems to me the source of all liberty; in this seems to consist that, which is (as I think improperly) call'd *Free will*”¹³.

Freiheit besteht nach Locke in der Fähigkeit des menschlichen Verstandes, vor einer Handlung inne zu halten und zu überlegen, welche Gründe für welche Handlungsalternative sprechen. Nach seiner Definition ist eine Entscheidung dann als frei anzusehen, wenn sie auf einem rationalen Prozess von Überlegungen basiert und folglich für Gründe zugänglich ist:

„*Liberty* [...] is a power a Man has to do or forbear doing any particular Action, according as its doing

or for bearance has the actual preference in his Mind, which is the same thing as to say, according as he himself wills it”¹⁴.

Nach dem Kriterium der Urheberschaft wird die Ursache einer Handlung der handelnden Person selbst zugeschrieben. Das impliziert eine kausale Verbindung von Handlung und Urheber der Handlung “bzw. konkreten handlungsleitenden Merkmalen, die für den

	Determinismus	Indeterminismus
Willensfreiheit	Kompatibilismus (weicher Determinismus)	Libertarismus (Inkompatibilismus)
Keine Willensfreiheit	harter Determinismus (Inkompatibilismus)	

Urheber charakteristisch sind”¹⁵. Als handlungsleitende Merkmale können substantielle Überlegungen, Wünsche, Präferenzen etc. der Person fungieren. Das Prinzip der Urheberschaft ist eng verknüpft mit dem Alternativismus, verlangt aber zusätzlich, dass „es sich auf [die Person; K.R.] *p* zurückführen oder mit Bezug auf *p* erklären lässt, dass *p* in der Situation *s* die Handlung *x* statt der Handlung *y* vollzogen hat“¹⁶. Der Beginn der Kausalkette liegt also in der Person selbst und nicht in zufälligen Ereignissen.

1.1 Positionen zum Problem der Willensfreiheit

Die obigen Ausführungen zeigen, dass die Frage nach der Willensfreiheit je nach Auffassung und Fokus unterschiedlich beantwortet werden kann.

Je nachdem, wie die drei Komponenten der Definition nach Walter¹⁷ interpretiert werden, werden verschiedene Kernpositionen zur Willensfreiheit differenziert¹⁸:

Nach dem *Kompatibilismus* existiert eine hinreichend starke Form der Willensfreiheit, welche mit dem Determinismus vereinbar ist. Der *harte Determinismus* dagegen lehnt Willensfreiheit gänzlich ab. Er ist damit eine Form des *Inkompatibilismus* (vgl. Punkt 1.2). Letzterer drückt aus, dass Willensfreiheit und Determinismus unvereinbar sind. Auch der *Libertarismus* ist eine Form des Inkompatibilismus, entspricht allerdings der Gegenposition: er besagt, dass es Willensfreiheit gibt, d.h. alle drei Komponenten sind in einer starken Interpretation hinreichend erfüllt.

1.2 Der Determinismus

Der Determinismus¹⁹ bezieht sich auf die Auffassung einer durchgängigen kausalen Bestimmtheit aller Wirklichkeit und basiert somit auf der These, „daß es für alles, was geschieht (Handlungen, Entscheidungen und Wahlen eingeschlossen), Bedingungen derart gibt, die bewirken, daß alles so und nicht anders geschieht“²⁰. Jede Handlung ist notwendig auf frühere Ereignisse (*Ereigniskausalität*) und die Naturgesetze zurückzuführen, so dass von

vorne herein feststeht, wie eine Person sich entscheiden und handeln wird (*Konsequenzargument*). Diese Auffassung hat ihre Wurzeln in der Philosophie des 17. Jahrhunderts, welche stark von den aufkommenden Naturwissenschaften, v.a. durch Newton, beeinflusst war. Allgemein ausgedrückt sagt der Determinismus aus, „dass der Zustand der Welt zu einem bestimmten Zeitpunkt *t* den Zustand der Welt zu einem bestimmten Zeitpunkt *t* ‘vollständig festlegt“²¹. Unter Kenntnis aller internen und externen Bedingungsfaktoren und in Frage kommenden Gesetzen müsste also jeder vergangene Weltzustand errechenbar und jeder zukünftige prognostizierbar sein²². Vertreter eines harten Determinismus sehen in der kausalen Determiniertheit des Naturgeschehens und Willensfreiheit eine unlösbaren Antinomie. Aus den Gesetzmäßigkeiten der Natur und der Physik wird abgeleitet, dass menschliche Willensbewegungen in ihrer kausalen Richtung durchgehend von internen oder externen Ursachen determiniert seien. Daher verfügt eine Person grundsätzlich nicht über Handlungs- und Wahlfreiheit:

„Willensfreiheit erfordert mindestens, daß unsere Handlungen bei uns liegen. Wenn der Determinismus wahr ist, sind unsere Handlungen Konsequenzen der Naturgesetze und der fernen Vergangenheit. Weder die Naturgesetze, noch die ferne Vergangenheit liegen bei uns, also (β-Regel, Transferprinzip) auch nicht die Konsequenzen dieser Dinge, unserer Handlungen. Also schließt der Determinismus Willensfreiheit aus“ (Konsequenzargument)²³.

Der Frage nach dem Kriterium der Urheberschaft von Handlungen kommt nach dem Determinismus besondere Bedeutung zu. Wenn jegliches Verhalten biologisch determiniert ist, kann nach der deterministischen Auffassung der Mensch nicht moralisch für seine Handlungen verantwortlich sein. Dieser Gedanke hat massive Konsequenzen für das moralische und ethische Selbstverständnis der westlichen Gesellschaft. Das Absprechen einer subjektiven moralischen Verantwortlichkeit steht diametral gegen Grundwerte und -normen der sozialen Interaktion und der Organisation von Gesellschaft. So basiert z.B. das deutsche Strafrecht auf einer libertarischen Willenskonzeption. Straffälligkeit impliziert (moralische) Schuld einer Person. Schuld wiederum basiert auf der normativen Prämisse, dass eine Person sich frei und selbstverantwortlich zwischen sozial definiertem Recht und Unrecht entscheiden kann. In einer deterministischen Welt ohne subjektive Verantwortlichkeit ist zweifelhaft, inwieweit eine solche Rechtsauffassung noch Gültigkeit beanspruchen kann²⁴.

2. Neurobiologische Aspekte zur Willensfreiheit

Aufgrund der Ergebnisse der modernen Hirnforschung lassen sich mittlerweile die verschiedenen Bereiche des Gehirns mit ihren jeweiligen Funktionen lokalisieren

und beschreiben²⁵. Mittels bildgebender Verfahren wie der Positionen-Emissions-Tomographie (PET) und der funktionellen Kernspintomographie (fMRI) können Stoffwechselprozesse und -veränderungen in bestimmten Gehirnarealen abgebildet werden und mit bestimmten geistigen Aktivitäten (z.B. Vorstellungen, Denken, visuelle Aufmerksamkeit, Erinnern etc.) in Beziehung gebracht werden. So kann man bestimmte Aktivitäten in Teilen des Cortex genau geistig-bewussten Prozessen zuordnen und damit die neuronalen Korrelate von Bewusstseinszuständen feststellen²⁶.

Im Zusammenhang mit der Frage nach der Willensfreiheit spielen die Erkenntnisse der Hirnforschung eine maßgebliche Rolle. Dabei wird das Problem der Willensfreiheit besonders anhand der neuronalen Prozesse, welche Willkürbewegungen²⁷ steuern, behandelt. Aus diesem Grund soll die Steuerung von Willkürmotorik im Gehirn nachfolgend geschildert werden²⁸.

2.1 Die Steuerung von Willkürmotorik im Gehirn

Als Willkürmotorik werden Bewegungsabläufe bezeichnet, bei denen die handelnde Person das Gefühl hat, die entsprechende Handlung bzw. Bewegung willentlich verursacht zu haben. Eine einfache Willens- bzw. Willkürhandlung wäre z.B. das Greifen nach einer Tasse Kaffee. Das Motiv der Greifbewegung liegt in dem Wunsch, Kaffee zu trinken oder wie man auch sagen könnte: es besteht der Wille, Kaffee zu trinken. Zu einem (scheinbar) freigewählten Zeitpunkt erfolgt der Willensentschluss, genau jetzt nach der Tasse Kaffee zu greifen. Bei dieser Bewegung handelt es sich zwar um einen mehr oder weniger automatisierten Bewegungsablauf, bzgl. Greifdistanz, Richtung und des genauen Zeitpunktes der Handlungsausführung ist der Bewegungsablauf jedoch situationsspezifisch und daher flexibel. Eine solcherart einfache und alltägliche Bewegung beruht auf einem komplexen Zusammenspiel neuronaler Prozesse im Gehirn²⁹.

Die Steuerung von Willkürhandlungen ist verbunden mit Aktivitäten in der Großhirnrinde (Cortex) und zwar v.a. mit dem motorischen Cortex sowie dem lateralen prämotorischen und dem medialen supplementärmotorischen Cortex. Der motorische Cortex ist für die detaillierte Muskelsteuerung zuständig, während der laterale prämotorische und der mediale supplementärmotorische Cortex (letzterer wird als SMA und prä-SMA bezeichnet) für den globalen Handlungsablauf wichtig sind. Dabei ist das prä-SMA ausschlaggebend für das Auslösen intern vorbereiteter Handlungen, das SMA dagegen eher für extern ausgelöste Handlungen. SMA und prä-SMA müssen beide aktiv sein, damit das subjektive Gefühl entsteht, eine bestimmte Bewegung/Handlung (bewusst) gewollt zu haben. Die neuronale Realisierung der bewussten Planung und Vorbereitung einer Handlung findet im hinteren parietalen und im präfrontalen Cortex statt. Dort ist die Entstehung der Absicht, etwas zu tun, neuronal lokalisiert;

Bewegungsziel (z.B. die Tasse Kaffee) und der ungefähre Zeitverlauf der Bewegung werden festgelegt. Die Absicht wird dann über die Nervenbahnen zu prä-SMA, SMA und prämotorischen Cortex weitergeleitet, wo der gröbere Bewegungsablauf geplant wird. Schließlich gelangt die Absicht zum motorischen Cortex, welcher für das „Feintuning“ der Bewegung zuständig ist. Dieser Ablauf wird als Pyramidenbahn bezeichnet.

Um eine Willkürbewegung auszulösen, müssen zugleich die Basalganglien aktiviert werden. Diese sitzen tief im Inneren des Großhirns und bestehen aus dem so genannten Streifenkörper, dem Corpus striatum (zusammengesetzt aus Nucleus caudatus und Putamen), dem Globus pallidus, dem Nucleus subthalamicus und der Substantia nigra (zusammengesetzt aus pars compacta und pars reticulata). Die Basalganglien fungieren als „Handlungsgedächtnis“, in ihnen sind alle mehrfach erfolgreich ausgeführten Handlungsabläufe gespeichert. Daher sind sie von grundlegender Bedeutung bei der Planung und Steuerung von Handlungen.

Vom präfrontalen und parietalen Cortex laufen corticostriäre Fasern (Nervenbahnen) zum Corpus striatum, von da weiter zum Globus pallidus und von dort zum Thalamus. Von hier führen die Nervenbahnen zurück zum präfrontalen und parietalen Cortex, zum supplementärmotorischen, prämotorischen und motorischen Cortex. Substantia nigra und Nucleus subthalamicus bilden dabei eine Art Nebenbahn zu Corpus striatum und Globus pallidus. Vom motorischen und prämotorischen Cortex zieht die Pyramidenbahn schließlich zu Motorzentren im Rückenmark, welche die Muskeln steuern.

Der gesamte Erregungsfluss durch die Basalganglien erfolgt durch ein komplexes Wechselspiel zwischen erregenden und hemmenden Verbindungen in den Nervenbahnen. Dabei herrschen hemmende Verbindungen vor. Bei der Steuerung von Bewegungen muss aus einem großen Vorrat unterschiedlicher Bewegungsalternativen ein spezifischer Bewegungsablauf ausgewählt werden. D.h. der intendierte Bewegungsablauf muss über die synaptischen Verbindungen gezielt enthemmt, alle unerwünschten alternativen Bewegungsabläufe unterdrückt werden. Im Beispiel mit der Kaffeetasse bedeutet dies, dass eine gezielte Greifbewegung enthemmt werden muss, um ausgelöst werden zu können, während alternative Bewegungsabläufe, wie z.B. die Kaffeetasse umzuwerfen, unterdrückt werden müssen.

Eine derartige selektive Freischaltung von Bewegungsabläufen erfolgt über den Neuromodulator Dopamin. Dopamin wird durch Neurone der Substantia nigra pars compacta in den Basalganglien produziert und von dort über Faserverbindungen in das Corpus striatum ausgeschüttet. Im Corpus striatum ruft Dopamin eine Aufhebung der Hemmung (*Inhibition*) hervor, welche auf die geplante Bewegung einwirkt. Dadurch können die motorischen thalamischen Umschaltkerne im Zusammenspiel mit dem prämotorischen und parietalen Cortex den supplementärmotorischen, prämotorischen und motorischen Cortex gezielt erregen. Über die Erregung

(*Exzitation*) wird schließlich die geplante Bewegung ausgelöst. Diesen Schaltkreis zwischen Cortex, Basalganglien und Thalamus nennt man dorsale Schleife. Ohne Freigabe der Basalganglien sowie der thalamischen Kerne mit Hilfe der Ausschüttung von Dopamin durch die Substantia nigra können Willkürbewegungen nicht ausgeführt werden³⁰.

Die Ausschüttung von Dopamin in den Basalganglien und einhergehend die Freischaltung einer Bewegung wird durch das limbische System³¹ kontrolliert. In diesem Zusammenhang spielen besonders Amygdala, mesolimbisches System und Hippocampus³² eine Rolle. Die Amygdala ist im limbischen System das wichtigste Zentrum für emotionale Konditionierung. Sie verknüpft sensorische mit affektiv-emotionalen Zuständen, so dass an sich neutrale Ereignisse eine stabile emotionale Bewertung erfahren³³. Dadurch registriert und speichert die Amygdala, ob bestimmte Handlungen oder Ereignisse positive oder negative Gefühle und Konsequenzen für den Organismus erzeugen. Bei der bewussten Planung von bestimmten Handlungen, d.h. wenn eine Aktivität des Cortex vorliegt, verlaufen Erregungen vom Cortex zur Amygdala, zum mesolimbischen System und zum Hippocampus. Dabei wird überprüft ob und ggf. welche Vorerfahrungen bzgl. der geplanten Handlung vorhanden sind. Sind eventuelle Vorerfahrungen als positiv gespeichert, entsteht eine Einwirkung der Amygdala und des mesolimbischen Systems auf die Substantia nigra sowie direkt auf das Corpus striatum und den Globus pallidus³⁴. Die bestehenden Inhibitionen werden über die Ausschüttung von Dopamin freigeschaltet.

Während dieses Vorgangs wird die dorsale Schleife mehrfach durchlaufen. Gleichzeitig baut sich in SMA, prä-SMA und motorischem Cortex eine Erregung auf, das so genannte Bereitschaftspotential (BP)³⁵. Ein Bereitschaftspotential entwickelt sich dadurch, dass immer mehr Cortexneurone, welche mit dem Starten der geplanten Bewegung verbunden sind, in denselben Erregungstakt geraten. Zunächst entwickelt sich das symmetrische BP über beiden Hemisphären, d.h. über den kortikalen Arealen SMA und prä-SMA. Darauf folgt das lateralisierte BP. Dieses tritt über dem dorsolateralen prämotorischen und motorischen Cortex unter Einwirkung der Erregungen, welche aus der dorsalen Schleife resultieren, auf. Ist die synchronisierte Aktivität hoch genug (v.a. die des lateralisierten BPs), kann die Pyramidenbahn ausgelöst werden, so dass es zu einer Ausführung der geplanten Bewegung kommt. Auch entsteht das Bewusstsein, etwas zu wollen, erst bei einer Mindeststärke des lateralisierten BPs, also wenn ausreichend kortikale Neuronen aktiviert wurden.

Von zentraler Bedeutung für die Frage nach der Willensfreiheit ist bei diesem Vorgang, dass die Basalganglien sowie das limbische System völlig unbewusst arbeiten. Diese Areale sind für bewusste Willensentscheidungen nicht zugänglich, da Bewusstsein nur bei einer Aktivität des Cortex entsteht. Auch wenn bei der Entstehung von Bewusstsein noch weitere Areale des Gehirns beteiligt sind, welche selbst völlig unbewusst arbeiten, entstehen Bewusstseinszustände nur

bei einer Aktivität des Cortex. Sobald die Aktivitäten der Großhirnrinde reduziert sind oder gänzlich ausfallen – z.B. aufgrund von Sauerstoff- und Zuckermangel, mechanischen oder neurochemischen Beeinträchtigungen – geht dies mit einem Verlust von Bewusstsein einher³⁶. Im Zusammenhang mit der Frage nach der Willensfreiheit eignet sich die Untersuchung der Beziehung zwischen Bereitschaftspotential und Willensakt bei der Entstehung von Willkürbewegungen. Unter dieser Perspektive veröffentlichte der amerikanische Neurobiologe Benjamin Libet 1983 und 1985 Versuchsreihen³⁷, die unter dem Stichwort „Libet-Experimente“ die philosophische Diskussion um die Frage nach der Willensfreiheit nachhaltig beeinflussten.

2.2 Die Libet-Experimente

Mit den Methoden der experimentellen Neurophysiologie hat Benjamin Libet über 30 Jahre lang Aspekte des klassischen Leib-Seele-Problems, d.h. die Verbindung von Bewusstsein und neuronalen Aktivitäten im Gehirn, erforscht³⁸.

Der Ausgangspunkt seiner Arbeiten liegt in dem Problem der Verknüpfung von Gehirnaktivitäten mit geistigen Funktionen, also der Fragestellung, ob und auf welche Art und Weise „das Gehirn an der Erzeugung bewusster, subjektiver Erfahrung und unbewussten geistigen Funktionen beteiligt ist“³⁹. Seine Forschungen konzentrieren sich v.a. auf die temporalen Beziehungen zwischen neuronalen Prozessen und bewusster Erfahrung.

Frühere neurophysiologische Untersuchungen von Kornhuber und Deecke hatten ergeben, dass einer absichtlichen, bewussten Bewegung das Bereitschaftspotential um ca. 800ms oder länger vorausgeht. Auf dieser Grundlage verfolgte Libet mit seinen Versuchen das Ziel, den Zeitpunkt des bewussten Willens (einer Handlung) relativ zum Beginn der zugehörigen Gehirnaktivitäten zu messen. So näherte er sich auf experimentellem Weg der Frage an, inwiefern bewusste Absichten neuronale Aktivitäten beim Vollzug einer freien Willenshandlung beeinflussen bzw. steuern. Sofern der bewusste Wille vor Beginn oder synchron mit der cerebralen Aktivität erschiene, ließe sich daraus eine Einwirkung des geistigen Phänomens „bewusster Wille“ auf die neuronalen Prozesse im Gehirn folgern - die neuronalen Aktivitäten würden durch den immateriellen Willen eingeleitet bzw. der Wille könnte sich instantan auswirken. Träte der bewusste Handlungswille jedoch erst nach Beginn des Bereitschaftspotentials auf, ließe dies erhebliche Zweifel an der Existenz eines freien Willens als mentalem Verursacher von Handlungen zu. Damit einher ging Libets Überlegung, ob es möglich sei, dass spezifische Hirnaktivitäten, die zu einem Willensakt führen, vor dem bewussten Handlungswillen begännen. Dies würde bedeuten, dass eine Person eine Handlungsabsicht hätte, bevor sie sich dessen auch bewusst wäre⁴⁰.

Die untersuchte Handlung bei Libet war eine einfache Willkürbewegung: Versuchspersonen wurden instruiert,

aus einem spontanen Entschluss heraus ein Handgelenk zu beugen. Es sollte sich hierbei um eine einfache, aber plötzliche Bewegung handeln. Die Versuchspersonen unterlagen keinen äußeren Beschränkungen hinsichtlich des Handlungszeitpunktes. Sie hatten das subjektive Gefühl, für die Handlung verantwortlich zu sein und frei zu entscheiden, ob und wann sie handelten. Der Handlungswille entstand also auf endogene Weise: Die Probanden sollten „den Impuls (*urge*) zu handeln von alleine und zu jeder Zeit auftauchen lassen, ohne voraus zu planen oder sich auf die Handlung zu konzentrieren“⁴¹. Um den Zeitpunkt der Handlung festzustellen, beobachteten die Versuchspersonen ein Kathodenstrahlzilloskop, auf dem ein Lichtfleck innerhalb von 2,56 sec einmal im Kreis rotierte⁴². Anhand der Position des Lichtfleckes mussten sich die Probanden den Zeitpunkt W merken und später berichten, an dem sie sich „bewußt wurden, eine bestimmte, vorgegebene, selbstinitiierte Bewegung durchführen zu ‚wollen‘. Die Erfahrung wurde auch als ‚Drang‘ oder ‚Absicht‘ oder ‚Entscheidung‘ zur Bewegung beschrieben [...]“⁴³. Während der gesamten Zeit wurden das Bereitschaftspotential der jeweiligen Versuchsperson und die Aktivität des zu aktivierenden Muskels gemessen. Im Ergebnis zeigte sich, dass die Versuchspersonen den

Drang zu handeln, d.h. das Handgelenk zu krümmen, erst ca. 150-200ms⁴⁴ vor Beginn der tatsächlichen Bewegung, d.h. der Muskelaktivierung, verspürten. Das BP entstand bei spontanen Handlungen jedoch bereits 550ms vor der motorischen Handlung⁴⁵! Der am Ende stattfindende Willensprozess begann also bei ca. 550ms vor Handlungsausführung und damit mind. 350ms vor dem Zeitpunkt W, d.h. dem Bewusstwerden des Wunsches, „jetzt zu handeln“⁴⁶. Libets Experimente wurden später leicht modifiziert von Haggard und Eimer wiederholt. Zusätzlich zum symmetrischen maßen Haggard und Eimer auch das lateralisierte Bereitschaftspotential, welches die Aktivität des dorsolateralen prämotorischen und motorischen Cortex kennzeichnet und daher spezifischer für die Entstehung von Willkürbewegungen ist. Neben der Aufgabe innerhalb einer bestimmten Zeit eine vorgegebene Taste zu drücken (*fixed choice*) wurden die Versuchspersonen in die Situation einer einfachen Wahlhandlung versetzt: sie sollten sich frei entscheiden, die linke oder die rechte Taste zu drücken (*free choice*). Im Gegensatz dazu handelte es sich bei Libet um das Ingangsetzen einer automatisierten Handlung und keiner Willensentscheidung im Sinne einer Wahlhandlung⁴⁷. Die Ergebnisse von Haggard und Eimer blieben jedoch im

Grunde die gleichen wie diejenigen Libets. Hinsichtlich der Ursprungsfrage nach dem Zeitpunkt des Beginns cerebraler Aktivität (BP) relativ zum Zeitpunkt des bewussten Handlungswillens bedeuten diese Ergebnisse, dass das Gehirn *zuerst* den Handlungsprozess einleitet. Dem Proband wird erst *nach* Beginn des gemessenen BPs der Wunsch oder die Absicht zu handeln bewusst: das Bewusstsein der Handlungsabsicht entsteht 350-400ms nach Beginn der neuronalen Aktivitäten, die eine Handlung initiieren. Der neuronale Prozess, welcher zu einer Willenshandlung führt, wird vom Gehirn *unbewusst* eingeleitet und damit eindeutig vor dem Auftreten des bewussten Handlungswillens. Libet schließt aus diesem Befund, „dass der freie Wille, wenn es ihn gibt, eine Willenshandlung nicht einleiten würde“⁴⁸.

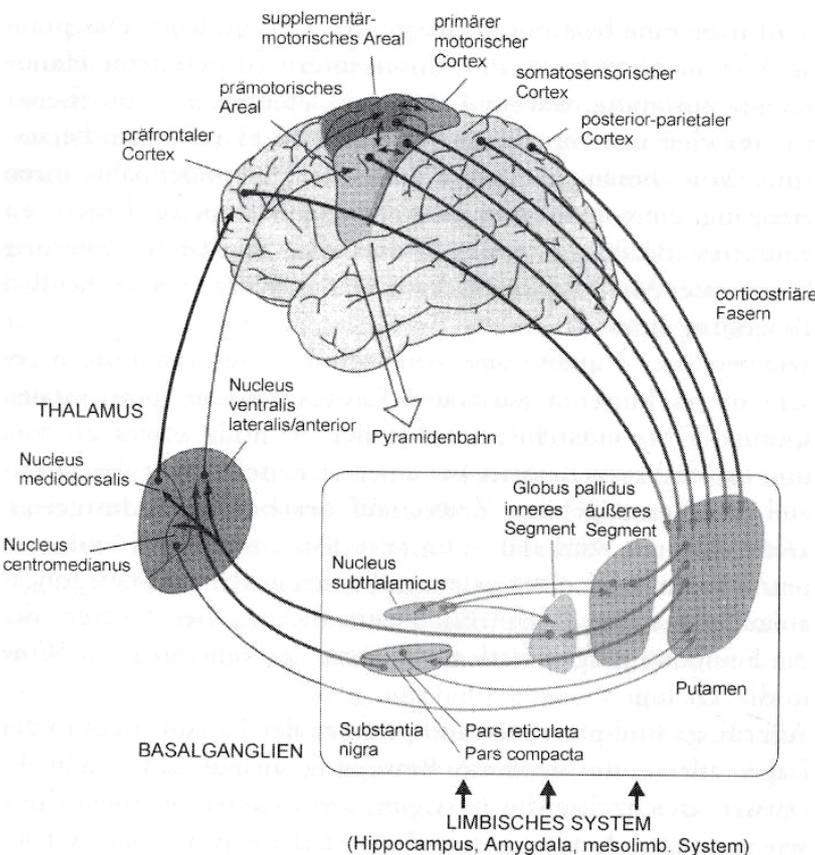


Abbildung 2: Steuerung der Willkürmotorik
Quelle: Roth, Aus Sicht des Gehirns 2003, S.174.

2.3 Interpretation der Libet-Ergebnisse: der Determinismus

Die Hirnforscher Gerhard Roth und Wolf Singer folgern aus Libets Ergebnissen, dass der Willensakt auftritt, „nachdem das Gehirn entschieden hat, welche Bewegung es ausführen wird“⁴⁹. Naturwissenschaftlich betrachtet, sei der freie Wille nur eine Illusion, trotz des realen subjektiven Gefühls von Freiheit:

„Wir erfahren uns als freie mentale Wesen, aber die naturwissenschaftliche Sicht lässt keinen Raum für ein mentales Agens wie einen freien Willen, das dann auf unerklärliche Weise mit den Nervenzellen wechselwirken müsste, um sich in Taten zu verwandeln“⁵⁰.

Wenn im Gehirn die entsprechenden Bewegungsmuster entstanden seien und sich das Bereitschaftspotential zu einer Handlung aufgebaut habe, folge die Handlung durch einen Mechanismus, der von der handelnden Person nur sekundär als subjektiver und bewusster Willensakt ihrem Selbst zugeschrieben werde. In dem Beispiel, nach einer Tasse Kaffee zu greifen, würde die eigentliche Entscheidung vom Gehirn „eindeutig *unbewusst* getroffen“⁵¹, da die Bewegung bereits initiiert werde, bevor das subjektive Gefühl der Entscheidung, d.h. des Willens, auftrete. Diese Ansicht basiert u.a. auf dem Wissen über die Steuerung von Willkürhandlungen: die maßgebliche Rolle im neuronalen Auslösungsprozess einer Handlung kommt der dorsalen Schleife zu, d.h. den beteiligten Hirnarealen des limbischen und mesolimbischen Systems, den Basalganglien und des Thalamus, welche wiederum völlig unbewusst arbeiten.

Auch der Prozess des bewussten Abwägens von Handlungsalternativen auf Basis intelligibler Gründe ist nach Roth und Singer kein Kriterium für willentliche Freiheit: Denkprozesse seien das Ergebnis von Leistungen des Cortex. Welche Argumente dem Intellekt in einer Situation überhaupt verfügbar seien, sei dabei jedoch abhängig von dem unbewusst arbeitenden und nicht willentlich steuerbaren Erfahrungsgedächtnis, d.h. dem deklarativen, emotionalen und prozeduralen Gedächtnis. Die Gesamterfahrung einer Person bedinge die Art und Weise des individuellen Verhaltens zu sich selbst und zur Umwelt und erscheine dem Menschen in Form von bewussten Argumenten, Wünschen, Gefühlen etc. Diese Wünsche und Absichten werden hinsichtlich ihrer positiven oder negativen Konsequenzen im limbischen System verankert und bewirken erfahrungsgesteuertes Verhalten. Jede Handlung wird vom limbischen System dahingehend determiniert, ob sie oder ähnliche Handlungen in der Vergangenheit positive oder negative Konsequenzen gehabt hat und dementsprechend repliziert oder vermieden werden sollten⁵².

Aus neurobiologischer Perspektive liege die Letztentscheidung zu einer Handlung damit beim limbischen System. Wie erwähnt beeinflussen limbisches und mesolimbisches System die affektive Verhaltenssteuerung und -bewertung und kontrollieren die Basalganglien. Das bedeutet, dass Entscheidungen letztlich – zwar auf Basis der bisherigen Erfahrungen – emotional getroffen würden (wenn auch unbewusst). Auch Entscheidungen, die auf Basis eines rationalen Abwägungsprozesses getroffen werden, müssten emotional verträglich sein, andernfalls komme es nicht zu der jeweiligen Entscheidung⁵³: „Unser Gehirn entscheidet, nicht wir. Das Bewusstsein läuft immer hinterher: ‚Wir tun nicht, was wir wollen; wir wollen, was wir tun‘“⁵⁴. Der Wille werde nur deshalb als frei empfunden, weil die Motive, welche ihn determinierten

in ihren Ursprüngen nicht bewusst zurückverfolgt werden könnten.

Mentale Phänomene entstehen also durch ihre neuronalen Korrelate. Sie sind vollständig auf neuronale Vorgänge zurückzuführen und lassen sich als emergente Eigenschaften neuronaler Vorgänge bezeichnen. Neuronale Prozesse bilden insofern die notwendige als auch die hinreichende Bedingung für das Auftreten geistiger Phänomene⁵⁵. Der Vergleich mit tierischen Gehirnen stützt nach Ansicht von Singer diese Position: menschliche und tierische Gehirne unterschieden sich in ihrem Aufbau und ihrer Funktionsweise kaum. Wenn bei Tieren jegliches Verhalten auf Hirnfunktionen beruhe, stehe außer Zweifel, dass auch menschliches Verhalten den deterministischen Gesetzen physiko-chemischer Prozesse unterworfen und folglich materiell bedingt sei⁵⁶. Im Gegensatz zu Singer, welcher auch psychische Phänomene auf neuronale Vorgänge zurückführt und als „objektivierbare Verhaltensleistungen“⁵⁷ beschreibt, differenziert Roth an diesem Punkt stärker. Spezifische neurophysiologische Prozesse wiesen zwar auf psychische Phänomene wie Emotionen und subjektive Empfindungen hin, welche in der Philosophie des Geistes *Qualia* genannt werden, es sei allerdings unzulässig solche subjektiven Zustände mit neuronalen Vorgängen gleichzusetzen. Dieser Unterschied gelte aber nicht für Verhaltensweisen, da jene in derselben Beobachtungs- und Beschreibungsebene wie Untersuchungen am Gehirn lägen. Der Hirnforscher könne korrekt behaupten, das *Gehirn* trafe eine Entscheidung, da es sich dabei um eine objektivierbare Verhaltensweise handle⁵⁸.

Trotz weniger inhaltlicher Differenzen folgen die Interpretationen von Roth und Singer letztlich einem harten Determinismus und damit einer naturalistischen Position bzw. einem reduktiven Physikalismus (Singer) und einem materialistischen Monismus (Roth)⁵⁹, wie er in Punkt 1.2 dargestellt wurde. Besonders Singer vertritt hierbei einen Inkompatibilismus auf Basis eines cartesianischen Epiphänomenalismus⁶⁰: als alternative Erklärung für die Entstehung von Bewusstsein und geistigen Phänomenen zieht er primär das cartesianische Bild eines Substanzdualismus⁶¹ in Betracht. Aufgrund der Ergebnisse der Hirnforschung lehnen Roth und Singer eine kausale Beeinflussung des Körpers durch den Geist jedoch ab⁶². Das ist prinzipiell nachvollziehbar, da es im Gehirn keine zentrale Instanz gibt, die als immaterieller Organisator und Initiator, d.h. hier als ‚Ich‘ fungieren würde, selbst jedoch unverursacht ist. Unverständlich bleibt jedoch, warum Singer und mit Einschränkungen auch Roth überhaupt noch das cartesianische Menschenbild zugrunde legen⁶³. Eine deterministische Willensauffassung bedeutet nach Roth und Singer in letzter Konsequenz, dass eine Person nicht Letzturheber ihrer Handlungen⁶⁴ und damit auch nicht moralisch verantwortlich für ihre Handlungen sein könne.

Geht man von einem Determinismus nach Roth und Singer aus, stellt sich die Frage, was eine solche Auffassung für die Handlungstheorie der Rational Choice-Theorie bedeutet. Inwiefern können die Prämissen dieser Theorie

gültig sein, wenn der Mensch keinen freien Willen hat und folglich nicht selbstbestimmt Handlungen und Entscheidungen aufgrund persönlicher Präferenzen und rationalen Überlegungen treffen kann?

3. Die Rational Choice-Theorie

Hinsichtlich des Problems der Willensfreiheit steht Rational Choice als Handlungstheorie im Fokus des Interesses. Um die Bedeutung der Handlungstheorie im Rational Choice-Konzept zu verdeutlichen, soll zunächst das allgemeine Erklärungsmodell des strukturell-individualistischen Ansatzes dargestellt werden. Anschließend sollen der handlungstheoretische Kern und seine Prämissen erläutert werden.

3.1 Der strukturell-individualistische Ansatz der RC-Theorie

Ziel der RC-Theorie ist die Erklärung kollektiver Phänomene, d.h. kollektiver Explananda⁶⁵, als Folge aggregierter individueller Handlungen⁶⁶. Das Erklärungsinteresse des RC-Ansatzes liegt also auf der Makroebene. Der Erklärungsansatz basiert auf dem methodologischen Individualismus: soziale Phänomene werden als nicht intendierte Ergebnisse absichtsvoller individueller Handlungen aufgefasst. Daher erfolgt die Erklärung kollektiver Effekte über die Mikroebene: nur hier lassen sich allgemeine Gesetze zur Erklärung individueller Handlungen identifizieren. Grundsätzlich sind die Akteure in soziale Zusammenhänge und Strukturen eingebettet, so dass zur Erklärung individueller Handlungen wiederum ein Rückgriff auf die Makroebene, d.h. auf jene sozialen Strukturen, in deren Kontext sich die Akteure bewegen, notwendig ist. Nach James S. Coleman lassen sich die Wechselwirkungen zwischen Individuum und sozialen Strukturen und Prozessen als ein Mehrebenenzusammenhang (im Sinne einer Metatheorie) veranschaulichen⁶⁷.

Das Modell stellt die Verknüpfung von Makro- und Mikroebene sowie die Grundstruktur des Explanans dar. Den Ausgangspunkt des Erklärungsschemas liefern kollektive oder strukturelle Zusammenhänge bzw. Differenzen auf der Makroebene (z.B. der Zusammenhang zwischen protestantischer Ethik und dem Geist des Kapitalismus nach Max Weber⁶⁸): Das makrosoziale Phänomen I steht für eine bestimmte soziale Situation, das makrosoziale Phänomen II für das kollektive Explanandum. Die Erklärung des Zusammenhangs bzw. Veränderungsprozesses zwischen den makrosozialen Phänomenen I und II (d) verläuft über drei verschiedene, aneinander anschließende Schritte, welche die Komponenten der soziologischen Erklärung von den Randbedingungen bis hin zum Explanandum wiedergeben: die *Logik der Situation* (a), die *Logik der Selektion* (b) und die *Logik der Aggregation* (c). Diese drei typischen Logiken demonstrieren zugleich drei Verknüpfungsprobleme zwischen Makro- und Mikroebene.

Der erste Schritt (a) bezieht sich, ausgehend von den Randbedingungen, auf die Rekonstruktion der sozialen

Situation, in der sich die Akteure befinden und beinhaltet insofern das Problem der Makro-Mikro-Verknüpfung zwischen der speziellen sozialen Situation und den Akteuren. In der Logik der Situation sind die situativen Handlungsbedingungen und -alternativen der Akteure festgelegt, d.h. es werden die handlungstheoretischen Merkmale „Erwartungen“ und „Bewertungen“ der Akteure mit den Bedingungen und Alternativen der Situation verbunden. Diese Verbindung erfolgt über die Konstruktion sogenannter *Brückenhypothesen*. Brückenhypothesen beschreiben die subjektiven Vorstellungen der Akteure über ihre Situation (Konstruktionen *erster* Ordnung). Dadurch übersetzen sie die Merkmale der sozialen Struktur in die unabhängigen Variablen der Handlungstheorie, welche das Akteurshandeln erklären soll. Brückenannahmen sind zwar nicht allgemein, erweisen sich jedoch für die angegebene Erklärung des speziellen sozialen Phänomens als grundsätzlich gültig: „Immer, wenn die unter den Brückenhypothesen angegebenen Bedingungen erfüllt sind, ist der entsprechende Prozeß zu erwarten“⁶⁹.

Mit dem zweiten Schritt (b) wird das individuelle Handeln erklärt. Es geht um die Mikro-Mikro-Verknüpfung, d.h. nach welchen Regeln die Akteure auf Basis der Logik der Situation spezifische Reaktionen zeigen und Handlungen auswählen. Dazu ist die Explikation einer allgemeinen Handlungstheorie notwendig, anhand derer sich allgemeine Gesetzmäßigkeiten des Handelns unter Hinzunahme der Situationsmerkmale beschreiben lassen. In Folge dessen bezeichnet die Logik der Selektion den analytisch-nomologischen Kern der gesamten Erklärung: Zwischen den situativ beeinflussten Erwartungen und Bewertungen der Akteure, den zur Verfügung stehenden Handlungsalternativen und den ausgeführten Handlungen wird eine allgemeine und kausale funktionale Beziehung hergestellt. Anhand eines allgemeinen Handlungsgesetzes lässt sich dadurch angeben, nach welchem Muster die Akteure zwischen verschiedenen Handlungsalternativen selektieren.

Der dritte Schritt (c) bezieht sich, vor dem Hintergrund der Logik der Situation und der Logik der Selektion, auf die transformierende Aggregation der individuellen Handlungseffekte zu dem jeweiligen kollektiven Explanandum und beschreibt darin die Mikro-Makro-Verknüpfung zurück auf die Ebene des interessierenden Phänomens. Erst durch die Aggregation individueller Handlungen entstehen kollektive Folgen, welche als soziales Phänomen auf der Makroebene sichtbar werden. Die Art der jeweiligen Verknüpfung zwischen Mikro- und Makroebene erfolgt über die Formulierung von *Transformationsregeln*. Diese geben an, wann und auf welche Art und Weise bestimmte individuelle Handlungen einen bestimmten kollektiven Effekt hervorrufen. Daher beinhalten Transformationsregeln neben spezifischen und inhaltlichen Informationen über den interessierenden Sachverhalt auch allgemeine und formale Regeln und Ableitungen.

Zusammenfassend lässt sich dieses Erklärungsmodell als Makro-Mikro-Makro-Erklärung bezeichnen. Orientiert am Ziel einer soziologischen Tiefenerklärung kollektiver

Explananda wird der makrosoziale Zusammenhang (d) einzig als indirekter Effekt über die sukzessive Lösung und Kombination der drei Schritte (a), (b), (c) erklärt und interpretiert, deren Gesamtheit die kausal-analytische Konstruktion zweiter Ordnung bildet. Der RC-Ansatz folgt damit einer Mehrebenenmodellierung sozialer Prozesse.

4. Der handlungstheoretische Kern: Rational Choice

4.1 Grundlagen

Das Axiom des methodologischen Individualismus macht die genaue Explikation einer Theorie motivierten Handelns, d.h. die Begründung einer Handlungstheorie, erforderlich. Je nach Modellannahmen existieren unterschiedliche Varianten von RC-Theorien, anhand derer die Logik der Selektion, also das individuelle Handeln, logisch erklärt werden soll⁷⁰. Ausgegangen wird von rationalen Akteuren, wobei Rationalität zunächst als „Handeln in Übereinstimmung mit den Annahmen (Axiomen) einer Entscheidungstheorie“⁷¹ definiert werden kann. Hierzu wird ein allgemeines „Gesetz“ des Handelns benötigt. Dieses muss sowohl einen Ursachen- als auch einen Folgeteil umfassen und beide kausal bzw. funktional miteinander verbinden (z.B. als wenn-dann-Aussage). Des Weiteren muss die Handlungstheorie systematisch subjektive Erwartungen und Bewertungen der Akteure einbeziehen und die je nach Erklärungszusammenhang variierenden Handlungsbedingungen mit den Handlungsfolgen in Zusammenhang bringen. Die Theorie soll prinzipiell auf möglichst viele Situationen anwendbar sein und in dem Sinn „Modelle von typischen Situationen für typische Erwartungen und Motivationen und für typische Muster von Handlungsalternativen“⁷² erstellen. Zentrale Grundannahmen über die Akteure und die kausalen Beziehungen zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen sind daher allgemein und präzise formuliert.

4.2 Prämissen des Entscheidungsmodells von Rational Choice

Die basale Grundannahme einer jeden Handlungstheorie ist die Vorstellung des intentionalen Handelns: „Eine Handlung ist eine konkrete Tätigkeit einer Person, die unmittelbar durch die Absichten dieser Person verursacht wurde. Handeln ist somit ein bewusstes Verhalten, das zielgerichtet, willentlich oder willkürlich sein kann“⁷³.

Diese intentionale Steuerung des Handelns impliziert die affektive und kognitive Autonomie des Akteurs. Akteure handeln demgemäß aufgrund von Motiven, Zielen, Präferenzen, Wünschen und Bedürfnissen. Sie sind befähigt, ihre Präferenzen hinsichtlich einer Entscheidung und der erwarteten Konsequenzen in eine bestimmte Ordnung zu bringen (*Transitivitätsannahme*). Präferenzen werden grundsätzlich als stabil und in sich konsistent angenommen, so dass Verhaltensänderungen in der RC-Theorie durch eine Veränderung der Randbedingungen und nicht durch Veränderung von Präferenzen erklärt werden⁷⁴. Entsprechend ihrer subjektiven Bewertung können Präferenzen als „Nutzenwerte“ betrachtet werden. Formal können ihnen auf Basis einer Nutzenfunktion Zahlen (Nutzenwerte) zugewiesen werden, welche die Präferenzrelationen widerspiegeln⁷⁵.

Um ihre Ziele verfolgen zu können, müssen Akteure Ressourcen aufwenden, mittels derer sie diese Ziele erreichen können. Dabei bestimmen die Randbedingungen der Entscheidung über diese Ressourcen. Negativ formuliert bedeutet dies, dass Akteure Handlungsrestriktionen⁷⁶ und universellen Knappheitsbedingungen unterliegen, welche die Bedingungsfaktoren des Handelns darstellen. Knappheit ist dabei als Differenz zwischen Bedürfnissen und den Möglichkeiten ihrer Befriedigung definiert und wirkt konstitutiv auf soziale Handlungszusammenhänge: Handeln beinhaltet die Allokation begrenzter Mittel um konkurrierende Ziele.

Handlungsmöglichkeiten und -restriktionen bilden für den Akteur die Anreizstruktur des Handelns und definieren die Logik der Situation. Vom Akteur positiv bewertete Anreize versprechen einen positiven Nutzen, negativ bewertete einen negativen Nutzen, d.h. Kosten, der jeweiligen Entscheidung. Erfolgreiches Handeln

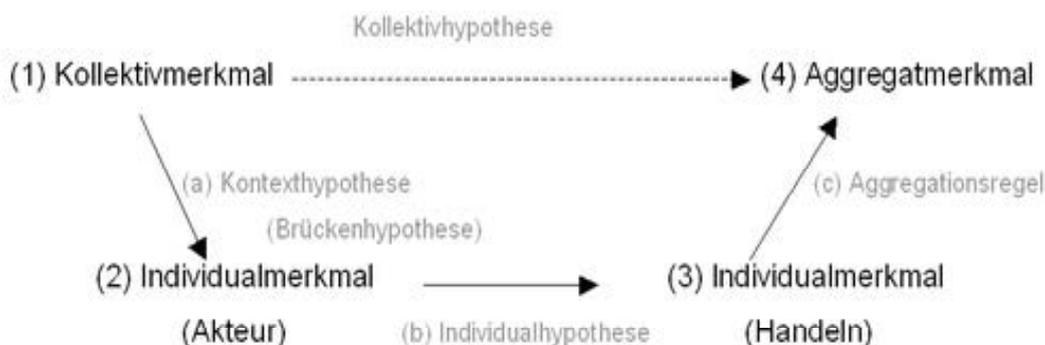


Abbildung 3: Die Coleman'sche Badewanne, Quelle: Wikipedia

setzt voraus, dass Akteure die ihnen verfügbaren Mittel und Güter hinsichtlich ihres Potentials, ein bestimmtes Ziel oder Bedürfnis zu realisieren, miteinander vergleichen können. Güter, welche Bedürfnisse mit einer hohen Wahrscheinlichkeit befriedigen, werden nach diesem Prinzip grundsätzlich weniger nützlich erscheinenden Gütern vorgezogen. Gegenüber als gleich gut bewerteten Güterkombinationen sind Akteure dagegen indifferent.

Jede potentielle Wahlhandlung legt nun mindestens zwei Entscheidungs- bzw. Handlungsalternativen zugrunde, zwischen denen ein Akteur wählen muss. Eine Entscheidung für eine bestimmte Handlung impliziert dabei zugleich den Verzicht auf eine andere. Mit der Entscheidung für eine spezielle Handlung verzichtet der Akteur auf den potentiellen Nutzen einer alternativen und ebenfalls präferierten Handlung. Damit entstehen dem Akteur bei jeder Handlungswahl sogenannte Opportunitätskosten. Sie bezeichnen den entgangenen Nutzen der nächstbesten, jedoch nicht gewählten Handlungsalternative.

Aus diesen zentralen Annahmen ergibt sich, wie rationale Akteure entscheiden und handeln, wenn sie ihre Ziele nur in eingeschränktem Maße erreichen können: Rationales Handeln bedeutet, dass der Akteur das Beste wählt, was er sich in der jeweiligen Entscheidungssituation leisten kann. Das impliziert, dass die Akteure versuchen, unter den vorliegenden Restriktionen den Realisierungsgrad ihrer Ziele zu erhöhen bzw. zu optimieren. Akteure handeln also nach dem Prinzip der Nutzenmaximierung⁷⁷. Als rationale Akteure bilanzieren sie zwischen erwartetem Nutzen und vermuteten Kosten der verschiedenen Handlungsalternativen und beziehen die Merkmale der jeweiligen Situation in ihre Überlegungen mit ein. Handeln folgt damit einer internen Kosten-Nutzen-Relation und ist grundsätzlich nettonutzenorientiert. Für die Logik der Situation und der Selektion ist neben den äußeren Bedingungen und dem Erfahrungshorizont der Akteure analog zum Thomas-Theorem⁷⁸ auch die subjektive Interpretation der aktuellen Bedingungen von Bedeutung. Die Rationalität des Handelns besteht in der rationalen Wahl einer Handlungsalternative auf Basis des bewussten und intendierten Abwägens von Handlungsmöglichkeiten und ihrer Kombination, der Nutzen- und Wahrscheinlichkeitsbewertung einer Handlung und den entstehenden Kosten unter dem Primat der individuellen Nutzenmaximierung.

4.3 Das Akteursmodell des RC-Ansatzes

Die Prämissen des RC-Ansatzes implizieren ein spezifisches Modell des Menschen als dem Träger aller sozialen Vorgänge. Für eine erklärende Modellierung der sozialen Prozesse soll dieses Modell möglichst einfache Annahmen über den Menschen formulieren und zugleich die situationsbedingte Konstruktion von Brückenhypothesen gewährleisten. Die Akteursmodelle des von Ralf Dahrendorf eingeführten *homo sociologicus* und seiner Unterkategorien⁷⁹ wie auch der *homo oeconomicus* der neoklassischen Ökonomie genügen den Erfordernissen des RC-Ansatzes nicht. Bei der Formulierung bestimmter

typischer, hinreichend realistischer Annahmen über den Menschen hat sich das RREEMM-Modell von Lindenberg⁸⁰ als angemessener erwiesen. Es ermöglicht die spezifische Konstruktion von Brückenhypothesen und damit der Logik der Situation. Gleichzeitig umfasst es wichtige Komponenten der biologischen und anthropologischen Grundlagen des Menschen und erfüllt adäquat die Kriterien einer soziologischen Erklärung. Das RREEMM-Modell orientiert sich dabei an den Menschenmodellen verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen und knüpft an die Tradition der schottischen Moralphilosophie, den Erkenntnissen der Gesellschaftswissenschaften und der Evolutionstheorie⁸¹ an.

Das RREEMM-Modell beschreibt den Menschen als „restricted, resourceful, expecting, evaluating, maximizing man“: Der Mensch ist „restricted“, da er Handlungsmöglichkeiten, Restriktionen bzw. Opportunitäten unterliegt und aus verschiedenen Handlungsalternativen selektieren muss. Als „resourceful man“ ist der Akteur jedoch in seinem Handeln dadurch nicht determiniert. In der Selektion geht er findig und reflektiert vor und kann unter den gegebenen Handlungsbedingungen kreative und neue Lösungen finden. Im Set seiner Handlungsalternativen kann immer auch abweichendes Verhalten als Handlungsmöglichkeit enthalten sein. Die Selektion einer Handlung steuert der Akteur auf Basis konsistenter Erwartungen („expectations“) und Bewertungen („evaluations“) der verschiedenen Handlungsalternativen und ihrer Wahrscheinlichkeit, das angestrebte Ziel zu erreichen. Aus den beschränkten Möglichkeiten folgt die Auswahl einer Handlung aus verschiedenen Alternativen schließlich der Maximierungsregel. Unter möglichst geringem Aufwand suchen Akteure das beste Ziel zu erreichen und damit die Relation von Zielerreichung und Mitteleinsatz zu maximieren.

Dieses Akteursmodell repräsentiert zugleich die elementaren Komponenten der Theorie der rationalen Wahl: Restriktionen, Erwartungen, Bewertungen und die allgemeine Selektionsregel der Maximierung.

Für die Modellierung der Logik der Selektion im allgemeinen Erklärungsmodell muss eine Handlungstheorie als unabhängige Variablen die Bewertungen und Erwartungen der Akteure einschließen und eine explizite kausale Funktion zwischen diesen Variablen und den Handlungen (als abhängige Variablen) aufstellen. Das RREEMM-Modell führt hierzu eine allgemeine und einfache Regel an: die Maximierung der Erwartungen und Bewertungen der Akteure kombiniert mit den subjektiv vorliegenden Handlungsalternativen der spezifischen Situation.

5. Willensfreiheit und RC-Theorie

Vergleicht man die Grundannahmen der RC-Theorie mit der deterministischen Auffassung von Roth und Singer, ergeben sich fundamentale Widersprüche. Zunächst soll die Definition von Willensfreiheit nach Walter inhaltlich in Verbindung mit der RC-Theorie gebracht werden.

Nachfolgend sollen die Widersprüche, aber auch mögliche Kongruenzen zwischen Determinismus und RC-Theorie erläutert werden.

5.1 Die drei Komponenten der Willensfreiheit in Verbindung mit der RC-Theorie

Die RC-Theorie impliziert einen starken Begriff von Freiheit: alle drei Kriterien nach Walter werden im Konzept der RC-Theorie in einem starken Sinn als erfüllt vorausgesetzt. Die Komponenten des Anders-Handeln-Könnens und der Urheberschaft werden dabei axiomatisch unterstellt. Das Prinzip des Anders-Handeln-Könnens spiegelt sich in der angenommenen Entscheidungssituation des rationalen Akteurs. Wenn der Akteur aufgrund von Präferenzen handelt, dann müsste er theoretisch unter denselben Naturgesetzen, Rand- und Antecedensbedingungen einer Situation bei einer anderen Präferenzlage auch anders handeln können, je nach subjektiver Bewertung der Situationmerkmale.

Die RC-Theorie sucht individuelle Handlungen zu erklären und in ihren Grundprinzipien zu erfassen und stützt sich insofern auf die Form des intelligiblen Handelns. Die Präferenzen und Motive des Handelnden, oder anders ausgedrückt, sein Wille zu handeln, sind intentional-teleologisch ausgerichtet. Damit eine Person intelligibel handeln kann, müssen ihr die Handlungsgründe und -alternativen in der Wahlsituation einer Handlung zu einem gewissen Grad bewusst sein:

„Eine Person handelt (will, entscheidet, wählt) intelligibel genau dann, wenn sie Alternativen und ihre möglichen Folgen zumindest teilweise mental repräsentiert, deren Bedeutung erfaßt, und unter diesem Wissen aus prinzipiell einsehbaren Gründen eine der Alternativen aktiv verwirklicht“⁸².

In der RC-Theorie wird diese Definition des intelligiblen Handelns leicht eingeschränkt. Nach dem Rationalitätspostulat handeln Akteure zwar aufgrund von Klugheitsüberlegungen, diese folgen aber einem subjektiven Maximierungsprinzip. Intelligibles Handeln bezieht sich hier also nur auf den Prozess des bewussten und intendierten Abwägens von Handlungsalternativen und nicht darauf, dass intelligibles Handeln prinzipiell auch für andere vernünftige Wesen nachvollziehbar sein muss. Analog zu Walters Definition gilt dagegen auch in der RC-Theorie, dass (verständliche) Gründe als kausale Ursachen einer Handlung fungieren (*kausale Handlungsauffassung*)⁸³.

Die RC-Theorie basiert also auf einem relativ starken Freiheitsbegriff im Sinne einer zumindest kompatibilistischen, wenn nicht sogar libertarischen Freiheitsauffassung.

5.2 Determinismus und RC-Theorie

Die RC-Theorie basiert auf einem Menschenbild, welches der Aufklärung entstammt. Der Mensch wird als

autonomer und freier Akteur betrachtet. Seine Wünsche und Ziele, d.h. sein Wille, werden durch seine Präferenzen repräsentiert. Für das theoretische Modell ist es von grundlegender Bedeutung, dass die Präferenzen als stabil angenommen werden, während die Umweltbedingungen (Restriktionen) variieren können: der Mensch ist nicht durch deterministische naturalistische Weltgesetze sondern nur durch die jeweiligen Situationsbedingungen in seinem freien Handeln eingeschränkt. Implizit wird dabei auch von der Annahme ausgegangen, dass der Akteur seine Präferenzen kontrollieren und beeinflussen kann, andererseits könnte er sie nicht in eine stabile und konsistente Ordnung zueinander bringen.

Ein solches Akteursmodell ist nach Roth/Singer nicht haltbar, da der Mensch vollständig durch seine neuronalen Prozesse determiniert ist und folglich nicht nur externen – wie in der RC-Theorie angenommen – sondern auch internen Bedingungsfaktoren unterliegt.

Diese Ansicht zieht weitere Konsequenzen für die Bausteine der RC-Theorie nach sich.

Zentral ist zunächst die Roth/Singer-These, dass der Mensch keine Willensfreiheit besitze, sondern dass das Gehirn Entscheidungen trafe und Handlungen initiiere. Es ist fraglich, inwiefern ein Akteur bewusst über verschiedene Präferenzen verfügen kann, wie es die RC-Theorie unterstellt. Roth verdeutlicht, dass die Wahl einer Handlung auf einem komplexen Zusammenspiel v.a. unbewusster Hirnvorgänge beruht und die bewusste Entscheidung erst nachträglich als Willensakt dem Selbst zugeschrieben wird. Für die Bildung von Wünschen und Absichten sind besonders das jeweils unbewusst arbeitende Erfahrungsgedächtnis sowie das limbische und mesolimbische System von Bedeutung. Präferenzen sind nach einer naturalistischen Interpretation dann das Ergebnis unbewusster Prozesse und in ihrer Form sowie ihrer subjektiven Bedeutung für den Akteur neuronal determiniert. Die spezifische Entscheidung über Präferenzen liegt dann bei eben diesen Hirnzentren und kann vom Akteur nicht willentlich oder rational beeinflusst werden. Damit wäre auch die Transitivitätsannahme so nicht mehr gültig.

Dasselbe gilt für das rationale Abwägen von Gründen. Nach der RC-Theorie antizipieren die Akteure mögliche Konsequenzen einer Handlung und wägen die Gründe für oder gegen eine bestimmte Handlungsalternative sorgfältig gegeneinander ab. Welche Gründe ihnen in einer spezifischen Situation zur Verfügung stehen, ist nach Roth/Singer jedoch wiederum abhängig vom Erfahrungsgedächtnis und den darin unbewusst gespeicherten Erfahrungen. Die Bewertung und Kombination verschiedener Handlungsalternativen ist damit ebenfalls ein Mechanismus, der dem Akteur zwar als bewusst und willentlich intendiert erscheint, eigentlich jedoch vollständig neuronal determiniert abläuft.

Roth schreibt Emotionen, d.h. dem limbischen und mesolimbischen System, bei Entscheidungen die maßgebliche Rolle zu. Danach würden Entscheidungen von den Akteuren nicht primär nach dem rationalen

Maximierungsprinzip getroffen werden. Entscheidungen würden vielmehr hinsichtlich ihrer emotionalen Verträglichkeit gefällt. Der Aspekt der Emotionalität wird in der RC-Theorie grundsätzlich nicht mit einbezogen. Wenn aber nun die Zentren der Emotionsverarbeitung im Gehirn die Letztentscheidung bei einer Handlung treffen, wäre dies ein Punkt, der in der RC-Theorie genauere Betrachtung verdiente.

Aus diesen Interpretationen folgt, dass die fundamentale Definition von Handeln als einem bewussten, intentionalen Verhalten, dessen Verursachung in den Präferenzen einer mit Willensfreiheit ausgestatteten Person liegt, in dieser Form nicht beibehalten werden kann. Handeln ist vielmehr ein Prozess, der aufgrund der neuronalen Realisierungen von Erfahrungen, Wahrnehmung und Emotionen ausgelöst wird.

Ein Beispiel soll diese Erläuterungen verdeutlichen:

Ein Akteur steht vor der Entscheidung nach einer Tasse Kaffee oder einem Glas Tomatensaft vor ihm auf dem Tisch zu greifen, um etwas zu trinken. Es handelt sich bei dieser Entscheidung um eine einfache Wahlhandlung zwischen zwei Willkürhandlungen. Der Akteur wird nun beide Handlungsalternativen abwägen. Er könnte den Geschmack von Kaffee demjenigen von Tomatensaft vorziehen, vielleicht ist er müde und möchte durch das im Kaffee enthaltene Koffein neue Energie tanken oder hält das Trinken von Kaffee in seiner gegenwärtigen Umwelt für sozial erwünscht. Andererseits beurteilt er den Tomatensaft als für seine Gesundheit zuträglicher, ist vielleicht erkältet und benötigt Vitamine oder leidet unter hohem Blutdruck. Der Akteur wägt also die Gründe ab, die für die jeweilige Handlungsalternative sprechen und evaluiert die möglichen Konsequenzen einer Handlung. Schließlich wird er entweder nach der Tasse oder dem Glas greifen, um zu trinken. Die Entscheidung scheint ihm selbst als Ergebnis seiner bewussten Überlegungen, ist nach Roth und Singer aber auf neuronale Prozesse zurückzuführen. Angenommen, der Akteur hat sich entschieden, den Kaffee zu trinken, dann ist diese Entscheidung das Ergebnis vielfacher neuronaler Vorgänge, wie sie oben beschrieben wurden. Eine Erklärung könnte sein, dass der Akteur den Geschmack von Tomatensaft nicht mag und andererseits bzgl. des Kaffees über positive emotionale Vorerfahrungen verfügt. Diese sind in den Zentren zur Emotionsverarbeitung und im Erfahrungsgedächtnis gespeichert und entziehen sich der willentlichen Kontrolle des Akteurs. Wenn die Letztentscheidung dann bei diesen Hirnzentren liegt (durch Freischaltung der dorsalen Schleife und Auslösen der Greifbewegung) ist dem Akteur die Fähigkeit des rationalen Abwägens und Kalkulierens nicht von Nutzen. Er würde sich unter den gegebenen internen und externen Bedingungen jedes Mal entscheiden, wie er sich entschieden hat, ohne willentlich Einfluss auf seine situativen Präferenzen nehmen zu können.

Ferner stellt sich auch die Frage, ob eine deterministische Auffassung Konsequenzen für das allgemeine Erklärungsmodell der RC-Theorie und die Erklärung

von Makro-Mikro-Makro-Verbindungen hat. Die Logik der Situation, der Kernpunkt des Erklärungsmodells der Coleman'schen Badewanne, müsste eine neue, neurobiologische Fundierung erfahren, da die Annahmen der Handlungstheorie in ihrer bisherigen Form ihre Gültigkeit (nicht aber ihre soziologische Relevanz) verlören.

6. Fazit

Die Auffassung von Roth und Singer, d.h. in erster Linie das cartesianische Menschenbild und die Position zur Willensfreiheit, sind vielfach kritisiert worden⁸⁴ und müssen grundlegend neu überdacht werden, bevor derart weitreichende Konsequenzen⁸⁵ gezogen werden, wie von Roth und Singer gefordert. Nach dem streng deterministischen Modell von Roth und Singer verlöre die RC-Theorie an Konsistenz und bedürfte in ihren Prämissen einer neuen Modellierung. Abgesehen von den logischen Problemen, die in den Ansichten von Roth und Singer auftreten, bleibt trotzdem die Frage, ob die Konzeption der RC-Theorie durch einen faktischen Determinismus nachhaltig beeinträchtigt würde. Auch wenn Hirnforscher den freien Willen (angeblich) als Illusion entlarven, ändert dies nicht, dass Menschen nach bestimmten Regeln handeln, ob diese nun Ausdruck eines freien Willens oder das reine Ergebnis neuronaler Prozesse sind. Es ist schwierig, auf Basis des bisherigen Forschungsstandes zu einem eindeutigen Ergebnis zu kommen.

Eine deterministische Position impliziert zunächst nicht notwendig, dass der Mensch eine Marionette seiner Neuronen ist. Verhalten ist nicht durchweg reflexhaft oder stimulusgebunden, sondern entsteht aufgrund endogener Prozesse des Organismus, welche wiederum kognitive und bewertende Funktionen erfüllen. Der Rückbezug auf ein Handeln aus Gründen (intelligibles Handeln) in der RC-Theorie scheint weiterhin angebracht. Der Hirnforscher kann auf Basis neuronaler Aktivitätsmuster lediglich feststellen, *dass* eine Person etwas tut oder denkt und anhand der aktivierten Gehirnzentren Rückschlüsse auf die Gedanken oder Handlungen ziehen. Damit ist aber noch keine explizite Angabe möglich, *was* die Person denkt oder tut und *warum* sie dies denkt oder tut. Um Gedanken oder Handlungen zu spezifizieren, bedarf es der Kenntnis ihrer Gründe. Gründe fungieren als handlungsleitende Maxime in Situationen unter Unsicherheit. Durch Gründe werden Wünsche und Absichten in Relation zu ihren Erfüllungsbedingungen gesetzt und stellen damit den Bezug auf Gültigkeitsbedingungen für Wünsche und Absichten her. Die Reduktion auf unbewusste Bewertungen des limbischen Systems in Verbindung mit weitergehenden neuronalen Prozessen, ergeben hierbei keine hinreichenden Handlungsmaßstäbe⁸⁶.

Bezüglich des Problems, ob eine Handlung eine rationale Entscheidung oder einen instinktiven Reflex verkörpert, ist es zudem vorerst irrelevant, ob bzw. dass mentale Phänomene neuronal realisiert sind. Auch eine Handlung aufgrund von Klugheitsüberlegungen und

rationalem Abwägen von Handlungsalternativen beruht auf neuronalen Prozessen. In diesem Zusammenhang finden bereits erste Untersuchungen statt, welche sich dem handlungstheoretischen Erklärungsproblem der Handlungswahl aus neurobiologischer Perspektive annähern und untersuchen, wie die Kalkulation von Erfolgswahrscheinlichkeiten und antizipiertem Nutzen bei der Entscheidung zwischen zwei Handlungsoptionen neuronal realisiert sein könnte⁸⁷.

Das subjektive Erleben, Urheber der eigenen Handlungen zu sein, entsteht durch die *Interpretation* von wahrgenommenen Zusammenhängen zwischen Gedanken und Handlungen oder dem Bedürfnis, dass eigene Handeln (nachträglich) zu erklären und zu rechtfertigen⁸⁸. Menschen erschließen sich die Welt anhand von Ursache-Wirkungs-Prinzipien und interpretieren analog den Zusammenhang zwischen mentalen Zuständen (wie einer bewussten Absicht). Ob eine Handlung dem eigenen Willen, d.h. subjektiven Intentionen, zugeschrieben wird, ist nach dem Sozialpsychologen Daniel Wegner von drei Faktoren abhängig: wenn der Gedanke an eine spezifische Handlung hinreichend kurz vor dieser Handlung wahrgenommen wird (*Priorität*), wenn dieser Gedanke sich auf den angestrebten Handlungseffekt bezieht (*Konsistenz*) und wenn sich keine alternativen plausiblen Erklärungen für die Handlung ergeben (*Exklusivität*)⁸⁹. Das bedeutet jedoch nicht notwendig, dass das subjektive Willenserleben auch die tatsächliche Beziehung zwischen Intentionen und Handlungen oder Handlungseffekten widerspiegelt. Der subjektive Wille ist nicht mit einem unfehlbaren introspektiven Zugang zu den eigenen Handlungsdeterminanten gleichzusetzen, vielmehr können Menschen sich darüber täuschen, ob sie selbst der Urheber einer spezifischen Handlung oder von Handlungskonsequenzen sind. Für die RC-Theorie heißt das, dass die Fähigkeit, Handlungen auf Basis von rationalem Abwägen sich selbst zuzuschreiben, kein gänzlich fehlerloser Prozess sein kann. Aufgrund dessen ist es ebenfalls ungewiss, ob Effekte auf der Makroebene tatsächlich als aggregierte Folgen individueller Handlungen aufgefasst werden können. Auch wenn es um die Aggregation nicht-intendierter Handlungsfolgen geht, setzt eine solche Aggregation den Akteur selbst als Letzturheber der Handlungen auf der Mikroebene voraus. Nach den Erkenntnissen der Hirnforschung und Sozialpsychologie ist dies jedoch nicht so ohne weiteres möglich.

Trotzdem sollten sich die Sozialwissenschaften allgemein zunehmend mit den Ergebnissen der modernen Hirnforschung auseinandersetzen und diese in sozialwissenschaftliche Erklärungen und Theorien miteinbeziehen. Eine detaillierte Kenntnis neurobiologischer Grundlagen des Handelns könnte in der Praxis z.B. für die Erarbeitung von Präventionsmodellen bei sozialen Problemen und abweichendem Verhalten von Nutzen sein. Bei Straftätern werden Defizite in der Funktion des Stirnhirns vermutet. Das Stirnhirn (der orbitofrontale Cortex) hat normalerweise eine hemmenden

Einfluss auf Impulse des limbischen Systems. Verletzungen oder Unterfunktionen im Bereich des Stirnhirns führen zu erhöhter Impulsivität, abweichendem Verhalten, Aggressivität, Gleichgültigkeit der Konsequenzen des eigenen Handelns usw.⁹⁰. Neben medizinischen und psychologischen Maßnahmen könnten hier eventuell gezielte soziale Interventionen (z.B. die Einbindung der Betroffenen in soziale Netzwerke, Steigerung des kulturellen Kapitals als Gegengewicht zu abweichendem Verhalten) der möglichen Delinquenz entgegenwirken. In theoretischer Hinsicht sind neurobiologische Prozesse gerade im Bereich der Handlungstheorie bedeutsam. Prämissen sozialwissenschaftlicher Handlungstheorien sollten an die Funktionsweisen des Gehirns angepasst werden, um valide Theorien aufstellen zu können.

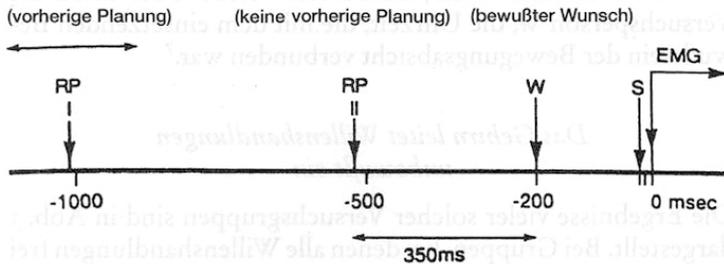
Aus der Bedeutung des Erfahrungsgedächtnisses und des limbischen wie mesolimbischen Systems bei der Entscheidungsfindung lassen sich ferner Konsequenzen ziehen, die auch für Sozialwissenschaftler interessant sind. Trotz der Hervorhebung neurobiologischer Korrelate als eminente Bedingungsfaktoren für Handeln und Verhalten betonen auch Roth und Singer den Einfluss der Sozialisation auf die Gehirnentwicklung. Schließlich definieren Sozialisationsbedingungen und damit verbundene Erfahrungen nachweislich, welche Erlebnisse im Erfahrungsgedächtnis gespeichert werden sowie welche Bewertung sie durch das limbische System erfahren und tragen mithin zur Persönlichkeits- und daher der Gehirnentwicklung bei. In diesem Sinne sind Sozialisationsbedingungen maßgebliche Ursachen für individuelle Verhaltensmuster. Soziale Normen und Verhaltensregeln sind ferner nur in der geltungsorientierten Interaktion für das Individuum erlernbar und erschöpfen sich nicht in der Reduktion auf die Funktion von Neuronen.

Abschließend lässt sich sagen, dass die Sozialwissenschaften zunehmend in den Dialog mit den Neurowissenschaften und auch der Neurophilosophie treten und grundlegende Ergebnisse der Hirnforschung in die Konstruktion soziologischer Theorien aufnehmen sollten, um als wissenschaftliche Disziplin weiterhin Gültigkeit beanspruchen zu können.

Anhang

Abbildung 3: Ergebnis der Libet-Experiment

Selbst eingeleitete Handlung: Abfolge



Quelle: Libet 2004, S.276.

„Diagramm der Abfolge von zerebralen und subjektiven Ereignissen, die einem vollständig selbst eingeleiteten Willensakt vorausgehen. Bezogen auf die Null-Zeit, die durch das Elektromyogramm (EMG) des plötzlich aktivierten Muskels bestimmt wird, beginnt das Bereitschaftspotential (BP) [...] zuerst bei ungefähr -1050 ms, wenn über eine vorherige Planung berichtet wird (BP I), oder bei ungefähr -550 ms, wenn die Handlungen spontan sind und keine unmittelbare vorherige Planung stattfindet (BP II). Das subjektive Bewußtsein des Bewegungswunsches (W) erscheint bei etwa -200 ms, ungefähr 350 ms nach Beginn von BP II; W erscheint jedoch vor der Handlung (EMG).“⁹¹ Zur korrekten Zeitbestimmung erfolgt bei den Probanden eine Kontrollstimulation der Haut, bei der die Zeitrelation von Hautreiz und Bewusstsein des Hautreizes gemessen wird. „Die subjektiven Zeitpunkte, die für das Bewußtsein des zu zufällig gewählten Zeitpunkten verabreichten Hautreizes S berichtet wurden, liegen durchschnittlich bei -50 ms bezogen auf die tatsächliche Zeit der Verabreichung.“⁹²

Literaturverzeichnis:

- Beckermann, Ansgar: Verstehen Sie mein Reflexivpronomen bitte nicht falsch. Wer redet denn heute noch vom „Ich“? Gerhard Roth rennt die Türen der Philosophie des Geistes ein, die Michael Pauen schon geöffnet hat. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 01.10.2001, Nr.228, S.56.
- Beckermann, Ansgar: Schließt biologische Determiniertheit Freiheit aus? In: Hermanni, Friedrich/ Koslowski, Peter (Hrsg.): Der freie und der unfreie Wille. Philosophische und theologische Perspektiven. München: Wilhelm Fink 2004, S.19-32.
- Beckermann, Ansgar: Das Ende der Willensfreiheit? Zeigen die neueren Ergebnisse der Neurobiologie, dass wir keinen freien Willen haben? In: Schmiedinger, Heinrich/Sedmak, Clemens (Hrsg.): Der Mensch – ein freies Wesen? Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S.111-124.
- Clarke, Randolph: Contrastive Rational Explanation of Free Choice. In: The Philosophical Quarterly, Vol. 46, No. 183, 04/1996, S.185-201.
- Diekmann, Andreas/Voss, Thomas: Die Theorie des rationalen Handelns. Stand und Perspektiven. In: Diekmann, Andreas/Voss, Thomas (Hrsg.): Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften. Festschrift für Rolf Ziegler. München: Oldenbourg 2003, S.13-29.
- Elger, Christian et al: Das Manifest. Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung. In: Gehirn & Geist, Nr. 6/2004, S.30-37.
- Esser, Hartmut: Alltagshandeln und Verstehen: Zum Verhältnis von erklärender und verstehender Soziologie am Beispiel von Alfred Schütz und „rational choice“. Tübingen: Mohr 1991.
- Esser, Hartmut: Soziologie. Allgemeine Grundlagen. Frankfurt/New York: Campus 1993.
- Etzrodt, Christian: Sozialwissenschaftliche Handlungstheorien. Eine Einführung. Konstanz: UVK 2003.
- Geyer, Christian: Hirn als Paralleluniversum. Wolf Singer und Gerhard Roth verteidigen ihre Neuro-Thesen. In: Geyer, Christian: Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S.86-91.
- Glimcher, Paul W.: Decisions, Uncertainty, and the Brain. The Science of Neuroeconomics. Cambridge: A Bradford Book 2003.
- Goschke, Thomas: Der bedingte Wille. Willensfreiheit und Selbststeuerung aus Sicht der kognitiven Neurowissenschaft. In: Roth, Gerhard/Grün, Klaus-Jürgen (Hrsg.): Das Gehirn und seine Freiheit. Beiträge zur neurowissenschaftlichen Grundlegung der Philosophie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, S.107-156.
- Grün, Klaus-Jürgen: Gekränkte Freiheit. Interview mit Wolf Singer. In: Roth, Gerhard/Grün, Klaus-Jürgen (Hrsg.): Das Gehirn und seine Freiheit. Beiträge zur neurowissenschaftlichen Grundlegung der Philosophie.

- Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, S.83-87.
- Hagner, Michael: Homo cerebralis. Eine wissenschaftsgeschichtliche Einschätzung. In: Geyer, Christian: Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S.250-254.
- Heintz, Bettina: Emergenz und Reduktion. Neue Perspektiven auf das Mikro-Makro-Problem. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Nr. 1/2004, S.1-31.
- Hume, David: An Enquiry concerning Human Understanding. Edited by Tom L. Beauchamp. Oxford: University Press 1999 (1777).
- Kunz, Volker: Rational Choice. Frankfurt a.M./New York: Campus 2004.
- Kunz, Volker: Theorie rationalen Handelns. Konzepte und Anwendungsprobleme. Opladen: Leske & Budrich 1997.
- Laux, Helmut: Entscheidungstheorie. Berlin/Heidelberg: Springer 2006.
- Libet, Benjamin: Haben wir einen freien Willen? In: Geyer, Christian: Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S.268-289.
- Libet, Benjamin: Mind Time. Wie das Gehirn Bewusstsein produziert. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005.
- Locke, John: An essay concerning human understanding. Edited by Peter H. Niddich. Oxford: Clarendon Press 1975 (1689).
- Lumer, C.: Handlung. In: Sandkühler (Hrsg.): Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften. Philosophie und Wissenschaften. Bd. 2. Hamburg: Meiner 1990, S.499-511.
- Mayer, Helmut: Ach, das Gehirn. Über einige neue neurowissenschaftliche Publikationen. In: Geyer, Christian: Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S.205-217.
- Moore, George Edward: Ethics. Oxford: Oxford University Press 1996.
- Pauen, Michael: Von Fledermäusen und der Freiheit des Willens. In: Gehirn & Geist, Nr.1/2002, S.48-55.
- Pauen, Michael: Freiheit: Eine Minimalkonzeption. In: Hermanni, Friedrich/Koslowski, Peter (Hrsg.): Der freie und der unfreie Wille. Philosophische und theologische Perspektiven. München: Wilhelm Fink 2004, S.79-112.
- Prinz, Wolfgang: Der Mensch ist nicht frei. Ein Gespräch. In: Geyer, Christian: Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S.20-26.
- Rehfus, Wulff D. (Hrsg.): Handwörterbuch der Philosophie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003.
- Ritter, Joachim (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 2: D-F. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1972.
- Roth, Gerhard: Gleichtakt im Neuronennetz. In: Gehirn & Geist, Nr.1/2002, S.38-46.
- Roth, Gerhard: Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003.
- Roth, Gerhard: Aus Sicht des Gehirns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003.
- Roth, Gerhard: Worüber dürfen Hirnforscher reden - und in welcher Weise? In: Geyer, Christian: Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S.66-85.
- Roth, Gerhard: Wir sind determiniert. Die Hirnforschung befreit von Illusionen. In: Geyer, Christian: Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S.218-222.
- Roth, Gerhard: Willensfreiheit und Schuldfähigkeit aus Sicht der Hirnforschung. In: Roth, Gerhard/Grün, Klaus-Jürgen (Hrsg.): Das Gehirn und seine Freiheit. Beiträge zur neurowissenschaftlichen Grundlegung der Philosophie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, S.9-27.
- Schimank, Uwe: Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurszentrierte Soziologie. Weinheim/München: Juventa 2002.
- Schockenhoff, Eberhard: Beruht die Willensfreiheit auf einer Illusion? Hirnforschung und Ethik im Dialog. 41. Vorlesung der Aeneas-Silvius-Stiftung gehalten am 26.05.2004 in der Universität Basel. Basel: Schwabe 2004.
- Singer, Wolf: Verschaltungen legen uns fest: Wir sollten aufhören, von Freiheit zu sprechen. In: Geyer, Christian: Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S.30-65.
- Spiegel-Gespräch mit dem Neurowissenschaftler Wolf Singer über die Illusion des freien Willens: Unser Wille kann nicht frei sein. In: Spiegel Special Nr.4/2003, S.20-25.
- Walter, Henrik: Neurophilosophie der Willensfreiheit. Von libertarischen Illusionen zum Konzept natürlicher Autonomie. Paderborn: Schöningh 1998.
- Wingert, Lutz: Gründe zählen. Über einige Schwierigkeiten des Bionaturalismus. In: Geyer, Christian: Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S.194-204.

1 Kunz 2004, S.15.

2 Vgl. Ebd., S.13f.

3 Es handelt sich hierbei um den Versuch, eine Annäherung an diese komplexe Thematik zu erarbeiten. Bezüglich der Vielschichtigkeit und der ausführlichen, interdisziplinären Diskussion der Frage nach der Willensfreiheit können im Rahmen dieser Arbeit nur wenige Punkte herausgegriffen werden. Auch aus der RC-Theorie können nur die für dieses Thema relevanten

Merkmale dargestellt werden. Probleme ergeben sich außerdem aus der bisher unbefriedigenden Literaturlage zum Thema Willensfreiheit in den Sozialwissenschaften.

4 Walter 1998.

5 Nahezu jeder bedeutende Philosoph hat sich in irgendeiner Form zum Problem der Willensfreiheit geäußert (vgl. Walter 1998, S.20). Im Rahmen dieser Arbeit soll nur auf einige Positionen kurz verwiesen werden.

6 Vgl. Walter 1998, S.20-23.

7 Walter 1998, S.23. Walter differenziert dabei nicht zwischen Willens- und Handlungsfreiheit, sondern setzt Willensfreiheit mit Handlungsfreiheit gleich. Vgl. ebd., S.24.

8 Hume 1999 (1777), S.158f.

9 Natürlich existieren auch verschiedene Interpretationsstufen, so z.B. die konditionale Analyse höherer Stufen von Harry Frankfurt etc. Vgl. Walter 1998, S.31 und S.65-71.

10 Moore 1996, S.113f.

11 Z.B. kann eine Person zwei widerstreitende Wünsche erster Stufe haben: den Wunsch, fern zu sehen und den Wunsch, einkaufen zu gehen. Der Wunsch zweiter Stufe besteht darin, dass z.B. der zweite Wunsch erster Stufe handlungswirksam wird. Der Wunsch zweiter Stufe liegt dann darin, dem Wunsch einkaufen zu gehen gemäß zu handeln.

12 Vgl. Beckermann 2005, S.117.

13 Locke 1975 (1689), S.263.

14 Ebd., S.241.

15 Pauen 2004, S.85.

16 Ebd.

17 Die Definition von Walter ist ein Vorschlag unter vielen. Eine alternative, jedoch im Grunde ähnliche Konzeption von Freiheit findet sich z.B. bei Pauen 2004.

18 Vgl. Walter 1998, S.71 und S.68.

19 Vgl. im Folgenden Rehfus 2003, S.292 und Ritter 1972, S.150-154.

20 Walter 1998, S.68.

21 Pauen 2004, S.82.

22 Diese Auffassung drückt auch die Metapher des Laplace'schen Dämons aus. Vgl. Walter 1998, S.37.

23 Walter 1998, S.94.

24 Vgl. hierzu z.B. Roth 2006 und Singer in Spiegel Special 4/2003.

25 Vgl. Abbildung 1 im Anhang.

26 Vgl. Roth, Aus Sicht des Gehirns 2003, S.132f.

27 Willkürmotorik: „die Handlungsmotorik; auf Auswahl- und Entscheidungsprozessen beruhende zielhafte Bewegungsakte“ In: Wörterbuch der Medizin 1994.

28 Vgl. im Folgenden Roth 2002, Roth, Fühlen, Denken, Handeln, 2003, S.172-179 und Roth, Aus Sicht des Gehirns, 2003, S.495f.

29 Vgl. Abbildung 2 im Anhang.

30 Z.B. besteht bei Parkinson-Patienten ein Dopaminmangel in der Substantia nigra pars compacta, so dass die dorsale Schleife schließlich nicht mehr

freigeschaltet werden kann. Daher können diese Patienten Bewegungen zunehmend weniger selbstgesteuert starten. Vgl. Roth, Aus Sicht des Gehirns, 2003, S.175.

31 Das limbische System beeinflusst die affektive und emotionale Verhaltenssteuerung und -bewertung. Das mesolimbische System ist dabei das Belohnungszentrum des Gehirns, es arbeitet unbewusst. Hier werden endogene Opiate (Endorphine, Enkephaline) produziert, welche zu positiven Gefühlen wie Glück, Zufriedenheit, Euphorie etc. führen. Das Gehirn produziert diese Belohnungsstoffe bei Ereignissen oder ausgeführten Leistungen, die als belohnenswert bewertet werden. Vgl. ebd., S.146.

32 Der Hippocampus und die ihn umgebende Hirnrinde fungieren als „Organisator“ des deklarativen (bewusstseinsfähigen) Gedächtnisses (d.h. des episodischen und des Wissensgedächtnisses). Sie legen fest, welche Inhalte in welcher Form in der Großhirnrinde gespeichert werden. Vgl. ebd., S.22.

33 Vgl. ebd., S.147-149.

34 Die Art und Weise dieser Einwirkung ist noch nicht genau bekannt. Vgl. ebd., S.176.

35 Beim Bereitschaftspotential (BP) handelt es sich um einen langsamen Anstieg der elektrischen Negativität. Diese elektrische Veränderung ist an der Kopfhaut, v.a. im Bereich des Scheitels, mit Elektroden messbar.

36 Vgl. Roth 2002, S.40 und Roth, Aus Sicht des Gehirns 2003, S.129-134.

37 Libet, B. et al.: Time of conscious intention to act in relation to onset of cerebral activity. In: Brain 106 (1983), S.623-642 und Libet, B.: Unconscious cerebral initiative and the role of conscious will in voluntary action. In: Behavioral and Brain Sciences 8 (1985), S.529-566.

38 Vgl. im Folgenden v.a. Libet 2005; Walter 1998; S.308 und Roth, Aus Sicht des Gehirns 2003, S.176-179.

39 Libet 2005, S.17.

40 Vgl. Libet 2005, S.159.

41 Libet 1983, S.625. Z.n. Walter 1998, S.303.

42 Es handelte sich um eine Art „Wundtsche Komplikationsuhr“. Der Lichtfleck simuliert den Sekundenzeiger einer herkömmlichen Uhr, bewegt sich jedoch 25mal schneller.

43 Libet 1983, S.627. Z.n. Walter 1998, S.303.

44 Bei einer Standardabweichung von +/- 20ms.

45 Bei vorausgeplanten Handlungen tritt das BP sogar 800-1000ms vor der Handlungsausführung auf.

46 Vgl. Abbildung 3 im Anhang.

47 Vgl. Roth, Fühlen, Denken, Handeln 2003, S.521-524.

48 Libet, 2005, S.175.

49 Roth, Fühlen, Denken, Handeln 2003, S.523. Libet selber zieht diese Schlussfolgerung nicht, sondern gesteht dem bewussten Willen ein „Vetorecht“ bei der Entscheidungsfindung zu, d.h. der Wille könne den Prozess zur angestrebten Bewegung aufhalten oder verhindern. Vgl. Libet 2004, S.276-278.

50 Wolf Singer in dem Streitgespräch „Wer deutet die Welt?“, In: Die Zeit, Nr.50, 2000. Z.n. nach Beckermann 2004, S.20.

51 Roth, Fühlen, Denken, Handeln, S.524.

52 Das wirft die Frage auf, wie Entscheidungen getroffen werden, bei denen im limbischen System keinerlei vergleichbare Vorerfahrungen gespeichert sind. Roth äußert sich zu diesem Punkt nicht.

53 Vgl. Roth, Fühlen, Denken, Handeln, S.525-528 und S.530f.

54 Beckermann 2005, S.112.

55 Vgl. Schockenhoff 2004, S.13f und Singer 2004, S.35f.

56 Vgl. Singer 2004, S.37 und S.40.

57 Ebd., S.35.

58 Vgl. Roth 2004, S.80f.

59 Bei Roth könnte man auch von einem Eigenschaftsdualismus im Sinne einer Emergenztheorie sprechen. Vgl. Heintz 2004, S.6f.

60 Vgl. Beckermann 2005, S.114.

61 René Descartes unterscheidet beim Menschen zwei Substanzen: den Körper (*res extensa*) und den Geist (*res cogitans*). Nach Descartes können Geist und Körper über die Zirbeldrüse im Gehirn kausal aufeinander einwirken. Das eigentliche Selbst bildet der Geist. Entscheidungen werden vom Selbst, d.h. vom Geist getroffen, so dass eine kausale Verbindung zwischen dem mentalen Phänomen Geist und dem Körper besteht. Vgl. Descartes, René: *Meditationes de Prima Philosophia*, 1641, passim.

62 Singer begründet dies damit, dass jede Wechselwirkung mit Materiellem eines Energieaustausches bedürfe. Wenn eine immaterielle Entität wie der Wille nun Energie aufbringen müsse, um neuronale Prozesse zu beeinflussen, müsse sie selbst über Energie verfügen. Folglich könne eine solche Entität nicht immateriell sein, sondern müsse materiell und den Naturgesetzen unterworfen sein. Vgl. Singer 2004, S.38.

63 Dieser Punkt soll nicht weitergehend diskutiert werden. Im Fokus dieser Arbeit liegt die Bedeutung eines reduktiven Physikalismus für die soziologische Handlungstheorie. Vgl. zur Kritik an Roth und Singer z.B. Geyer 2004.

64 Nach dem Prinzip der Letzturheberschaft sind Handlungen nur frei, wenn die Wünsche und Ziele, durch die sie verursacht werden, willentlich kontrollierbar sind (Libertarismus, Kompatibilismus).

65 Das allgemeine Erklärungsschema sozialwissenschaftlicher Phänomene folgt dem Prinzip der deduktiv-nomologischen Erklärung nach Hempel-Oppenheim. Vgl. Esser 1993, S.40-44.

66 Vgl. im Folgenden insbesondere Esser 1993 sowie Kunz 2004.

67 Das Modell ist im Grunde lediglich eine veränderte Darstellung des verstehenden Erklärens nach Weber. In seiner Grundstruktur spiegelt es frühere Vorschläge wieder, z.B. von S. Lindenberg und R. Wippler oder R. Boudon. Vgl. Esser 1993, S.98.

68 Vgl. Esser 1993, S.98-100 sowie Weber, Max: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, 1904/05, passim.

69 Esser 1991, S.43.

70 Z.B. Nutzentheorien, Theorien der begrenzten Rationalität („bounded rationality“), Spieltheorie u.a.

71 Diekmann/Voss 2003, S.13.

72 Esser 1991, S.50.

73 Lumer 1990. Zit. n. Kunz 1997, S.50.

74 Vgl. Diekmann/Voss 2003, S. 15f.

75 Eine Formalisierung dieser Nutzenfunktion bietet die SEU-Theorie (subjected expected utility-Theorie) nach Savage (1954).

76 Ressourcen bzw. Restriktionen können z.B. in Form von Einkommen, Zeit, institutionellen Regelungen (Gesetze, Verbote...), persönliches Wissen etc. auftreten.

77 Das Prinzip der Nutzenmaximierung geht auf die schottische Moralphilosophie und ihren Vorläufer Bernhard Mandeville (1670-1733) zurück. Andere wichtige Vertreter waren Adam Ferguson (1723-1816), David Hume (1711-1776) oder Adam Smith (1723-1790).

78 „If men define situations as real, they are real in their consequences.“ (William I. Thomas, 1928).

79 Lindenberg differenziert zwei Typen des homo sociologicus. Das SRSM-Modell: „socialized, role-playing, sanctioned man“ und das OSAM-Modell: „opinionated, sensitive, acting man“. Esser benennt noch eine dritte Variante, das SSSM-Modell: „symbols interpreting, situations defining, strategic acting man“. Vgl. Esser 1993, S.231-236.

80 Vgl. Lindenberg, Siegwart: *An Assessment of the New Political Economy: Its Potential for the Social Sciences and for Sociology in Particular*. In: *Sociological Theory*, 3, 1985, S.99-114 und Esser 1993, S.236-250.

81 So legen Ergebnisse der Evolutionsforschung nahe, dass Menschen Handlungen nach einem egoistischen Maximierungsprinzip wählen, das zum Einen dem individuellen Überleben dient, zum Anderen jedoch weder Altruismus noch ein moralisches Bewusstsein ausschließt. Vgl. Esser 1993, S.248.

82 Walter 1998, S.52.

83 Vgl. ebd., S.52f.

84 Vgl. z.B. Beckermann 2001 und 2005 oder Geyer 2004.

85 z.B. die Reform des deutschen Strafrechts.

86 Vgl. Wingert 2004, S.196-201.

87 Vgl. Goschke 2006, S.142f.

88 Vgl. Roth 2004, *Wir sind determiniert*. Die Hirnforschung befreit von Illusionen, S.220.

89 Vgl. Goschke 2006, S.143.

90 Vgl. Roth 2006, S.15-17.

91 Libet 2004, S.276.

92 Ebd.

NEUERSCHEINUNGEN SOZIOLOGIE



Thomas Schwinn
Soziale Ungleichheit

Oktober 2007, 166 Seiten, kart.,
15,80 €,
ISBN 978-3-89942-592-5



Heiner Bielefeldt
Menschenrechte in der Einwanderungsgesellschaft

Plädoyer für einen aufgeklärten Multikulturalismus

April 2007, 216 Seiten, kart.,
22,80 €,
ISBN 978-3-89942-720-2



Thomas Hecken
Theorien der Populärkultur

Dreißig Positionen von Schiller bis zu den Cultural Studies

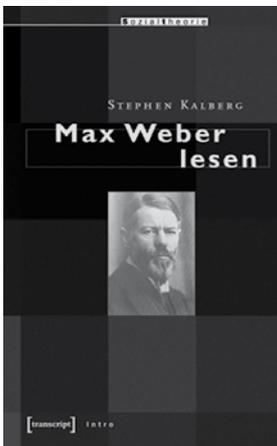
Juni 2007, 232 Seiten, kart.,
22,80 €,
ISBN 978-3-89942-544-4



Markus Holzinger
Kontingenz in der Gegenwartsgesellschaft

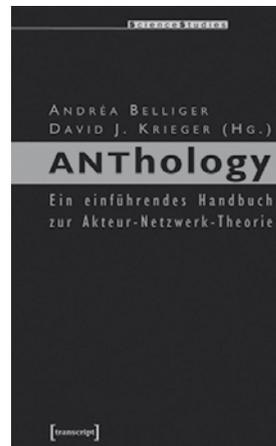
Dimensionen eines Leitbegriffs moderner Sozialtheorie

September 2007, 370 Seiten, kart.,
29,80 €,
ISBN 978-3-89942-543-7



Stephen Kalberg
Max Weber lesen

2006, 150 Seiten, kart.,
11,00 €,
ISBN 978-3-89942-445-4



Andréa Belliger, David J. Krieger (Hg.)

ANThology

Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie

2006, 584 Seiten, kart.,
29,80 €,
ISBN 978-3-89942-479-9



Andreas Ziemann
Soziologie der Medien

2006, 132 Seiten, kart.,
12,50 €,
ISBN 978-3-89942-559-8



Boris Holzer
Netzwerke

2006, 132 Seiten, kart.,
12,50 €,
ISBN 978-3-89942-365-5

Die Archäologie des Wissens

von Wolfram Häfer

1. Einleitung

Michel Foucault erarbeitet in seinem Buch „Archäologie des Wissens“¹ eine Theorie der Diskursanalyse. Er versucht damit seine Schriften theoretisch zu reflektieren und somit ein höheres Reflektionsniveau zu erreichen. Er setzt damit einerseits seine Arbeit der Analyse der Diskurse fort; jedoch erarbeitet er dazu eine Theorie und gleichzeitig eine Methode zur allgemeinen Anwendung, und nicht wie er es bis dahin getan hat, die Arbeit im Speziellen, woraus sich allenfalls implizit seine Theorie, ihre Anwendung und die Bedingungen und Grundlagen ihrer Anwendung ergeben haben. Er geht in seiner Theoriebildung weiterhin induktiv vor, vom Speziellen zum Allgemeinen, und es wird deutlich, dass er keiner These nachgeht, die es zu verifizieren oder zu falsifizieren gilt. Ein Grund² den Pierre Bourdieu anführt, weshalb Foucault im französischen Wissenschaftsbetrieb eine marginalisierte Rolle innehatte, die im Übrigen auch nicht äquivalent zu seinem Prestige in der Öffentlichkeit war (vgl. hierzu insbesondere Bourdieu 1992: 18f). Besonders deutlich wird Foucaults Herangehensweise an den in der Archäologie des Wissens zu bearbeitenden Gegenstand, in folgendem Satz: „Ich versuche weniger zu untersuchen, was ich gesagt habe und was ich hätte sagen können, vielmehr bemühe ich mich, in der ihm eigenen und von mir schlecht beherrschten Regelmäßigkeit das erscheinen zu lassen, was das möglich machte, was ich sagte“ (Foucault 1981: 166). Während er hier positiv veranschaulicht, inwieweit Induktion in seiner Arbeit eine Rolle spielte und schließlich zur Theoriebildung führte, grenzt er sich im Folgenden gleich davon ab, welchen Zweck sein Buch nicht hat: „Man sieht ebenfalls, daß ich hier keine Theorie im strengen und starken Sinne des Wortes entwickle: die Deduktion eines abstrakten und auf eine unbestimmte Zahl von empirischen Beschreibungen anwendbaren Modells ausgehend von einer bestimmten Zahl von Axiomen. Die Zeit eines solchen Gebäudes, falls es je möglich sein sollte, ist gewiß noch nicht gekommen“ (ebd.). Dass seine Methode in ihrer internen Logik auch induktiv vorgeht, ist zu erkennen, wenn er angibt, - während er die Transformation eines Formationssystems³ beschreibt - vom Speziellen zum Allgemeinen vorzugehen (Foucault 1981: 245). Wenn ich in diesem Fall von Induktion spreche, ist sicherlich zu beachten, dass es sich bei Foucault beim Allgemeinen um die Konstitution der Diskurse handelt, und nicht etwa um eine allgemeine Wahrheit.

Das Ziel dieser Arbeit wird hauptsächlich sein, einen Einblick in die Methode der von Foucault konzipierten Archäologie zu bekommen, so wie sie vielleicht auch Anwendung in der Mediensoziologie haben könnte. Ich

werde mich weniger auf die Beispiele konzentrieren, die Foucault hauptsächlich aus der Sprachwissenschaft, der Ökonomie und der Medizin anführt. Ich werde mich eher bemühen, die Methode in ihrer Funktion und Funktionalität zu beschreiben. Jedoch werde ich nicht auf den Begriff des Wissens eingehen. Zur Verständlichkeit der Theorie reicht vorläufig die Beschäftigung mit den Aussagen und ihrer Wiederholbarkeit. Mit der Transformation von Aussagen und der Dynamik des Wandels werde ich mich auch nicht beschäftigen, eher damit, wie sie zustande kommen.

Im zweiten Punkt meiner Arbeit werde ich die grundlegende Herangehensweise von Foucaults Arbeit verdeutlichen, und zwar seine Konzentration auf die Differenz und Diskontinuität. Von diesen Leitdifferenzen leitet sich die Arbeit Foucaults ab.

Nach der Beschäftigung mit der Grundlage des methodischen Ausgangspunkts der Theorie Foucaults werde ich im dritten Kapitel die Aussagen des Diskurses bearbeiten, wozu ich zuerst auf die Formationssysteme eingehen muss. Danach werde ich in einem kurzem Abriss versuchen die Methode und ihre Anwendbarkeit der Archäologie Foucaults zu bemessen.

2. Diskontinuität und Differenz

Die Archäologie Foucaults ist die Analyse der tatsächlich gesprochenen Sachen (des Gesprochenem oder des Geschriebenem). Sie werden jedoch hauptsächlich unter dem Blickpunkt der Diskontinuitäten analysiert. Während die Aufgabe der Geschichte sehr lange, z. T. bis heute, den Beschreibungen der Kontinuitäten gewidmet war, den langen Perioden und Epochen, will sich Foucault auf den Wechsel, die Transformation, die Schwellen, den Bruch und die Einschnitte konzentrieren (Foucault 1981:9ff).

Damit sind drei Annahmen verknüpft:

Zum einen wird der Unterschied, die Differenz, als grundlegende Kategorie der Wahrnehmung und Beschreibung von Sachverhalten eingeführt. Damit wird sich vom ontologischen Paradigma, und gleichzeitig auch vom Paradigma der Kontinuität gelöst. Es wird nicht mehr nach Einheit und Identität von Gegenständen oder Sachverhalten gesucht, sondern in ihnen der Unterschied gedacht. Das Thema der Differenz spielt innerhalb der Theorien seit Beginn des 20. Jahrhunderts eine verstärkte Bedeutung. In der strukturalistischen Zeichenwerttheorie Ferdinand de Saussures wird schon die Bedeutung der Zeichen von Identität auf Differenz umgestellt, d.h. die Bedeutung der Zeichen entspringt der Differenz gegenüber anderen Zeichen (vgl. Wenzel 2000:134). Auch für Niklas Luhmann war dieses Thema der Differenz anleitend und für seine Theorie selbstreferentieller Systeme von großer Bedeutung, er führt die Differenz von Identität und Differenz als neues Paradigma ein (vgl. Luhmann 1996:26).

Weiterhin wird das Subjekt als perzeptive Instanz aus der Theorie verbannt. D. h. auch, dass die Interpretation als Methode außer Kraft gesetzt wird. Foucault will alle „Teleologien und Totalisierungen“ (Foucault 1981:

28) in Frage stellen und seine historische Analyse vom „anthropologischen Thema“ (ebd.) befreien. Damit trennt er sich auch von den Einheiten des Diskurses, die entweder die Stifterfunktion des Subjekts oder die ursprungslogischen, in zeitlichen Kontinuitäten bestimmten, Einheiten zur Bedingung haben. In diesem Zusammenhang trennt sich Foucault von den historischen Einheiten wie der Tradition, Einfluss, Evolution oder auch Mentalitäten (Foucault 1981:33f). Er zweifelt auch die Einheit des Buches und des Werks an, und weil beide wichtig für die Analyse der Diskurse sind, wird im Folgenden die Kritik Foucaults daran erläutert:

Die Einheit des Buches zweifelt er vor allem an, da sich die verschiedenen Texte stark voneinander unterscheiden: ob es sich um einen Roman handelt, posthume Fragmente, eine mathematische Abhandlung oder ein Textkommentar. Ein Buch verweist immer auch auf andere Bücher, Texte und Sätze, es ist: „...ein Knoten in einem Netz“ (Foucault 1981: 36). Bezüglich des Werkes, also einer Sammlung von Texten, die einer Person zugeordnet werden, sind die Probleme noch schwieriger. Sind nur Texte relevant, die der Autor unter seinem Namen veröffentlicht hat, oder sind auch solche relevant, die er unter einem Pseudonym veröffentlichte? Was ist mit Entwürfen, die nur unveröffentlicht geblieben sind, weil der Autor gestorben ist? Gehören alle Schmierblätter, Notizen und Korrekturen zum Werk einer Person? Wie steht es mit den ganzen Briefen, Entwürfen und berichteten Gesprächen? (Foucault 1981:35f) Es ist schwierig die Äußerung einem Subjekt zuzuordnen und in diesem die (alleinige) Ursache für die Äußerung zu finden. „Das Werk kann weder als unmittelbare Einheit noch als eine bestimmte Einheit noch als eine homogene Einheit betrachtet werden“ (Foucault 1981: 38). Aus diesem Grund sind Buch und Werk auch ungeeignete Einheiten um Texte, Bücher oder andere sprachliche Spuren zu analysieren oder zu kategorisieren. Foucault stellt sich auch den Prämissen von unveränderlichen Strukturen entgegen. Er vertritt die Auffassung, dass die „...nichtlabilen Strukturen das Hereinbrechen der Ereignisse auszulöschen...“ (Foucault 1981: 13) scheinen. Jedenfalls sieht er in der traditionellen Geschichte nicht den Versuch „...einen »Konflikt« oder eine »Opposition« von Struktur und Werden zu überwinden: die Historiker versuchen bereits geraume Zeit vergeblich, Strukturen zu finden, zu beschreiben und zu analysieren, ohne sich jemals haben fragen zu müssen, ob sie nicht die lebendige, zerbrechliche, zitternde »Geschichte« sich entgehen ließen. Die Opposition Struktur/ Werden ist weder für die Definition des historischen Feldes noch wahrscheinlich für die Definition einer strukturalen Methode zutreffend“ (Foucault 1981: 13). Somit grenzt sich Foucault auch gegen den Strukturalismus ab. Er wirft der Geschichtsschreibung vor, durch die Eingrenzung der Sachverhalte auf Strukturen der Einförmigkeit und Kontinuität zu reduzieren und die Geschichte mit ihrer immanenten Opposition Struktur/Werden von ihrer Dynamik abzutrennen.

Ein weiterer Punkt, in denen er sich von bestimmten Formen

des Strukturalismus (u.a. Saussures, Lacan) abgrenzt, ist dass er ein Verhältnis zwischen Signifikat und Signifikant, wie es in der Zeichentheorie, und üblicherweise auch in der Semantik, angenommen wird, bestreitet (Foucault 1981:129ff). Aus diesem Grund kann man ihn durchaus als einen der Begründer des Poststrukturalismus begreifen.

Foucault verknüpft die Diskontinuität und Differenz gegenüber der kontinuierlichen Geschichte und ihrer identitäts- und ursprungslogischen Funktionsweise folgendermaßen: „Die kontinuierliche Geschichte ist das unerlässliche Korrelat für die Stifterfunktion des Subjekts: die Garantie, daß alles, was ihm entgangen ist, ihm wiedergegeben werden kann; die Gewißheit, daß die Zeit nichts auflösen wird, ohne es in einer erneut rekonstruierten Einheit wiederherzustellen; das Versprechen, daß all diese in der Ferne durch den Unterschied aufrechterhaltenen Dinge eines Tages in der Form des historischen Bewußtseins vom Subjekt erneut angeeignet werden können und dieses dort seine Herrschaft errichten und darin das finden kann, was man durchaus seine Bleibe nennen könnte. Aus der historischen Analyse den Diskurs des Kontinuierlichen machen und aus dem menschlichen Bewußtsein das ursprüngliche Subjekt allen Werdens und jeder Anwendung, das sind die beiden Gesichter ein und desselben Denksystems. Die Zeit wird darin in Termini der Totalisierung begriffen, und die Revolutionen sind darin stets nur Bewußtwerdungen“ (Foucault 1981:23f). Es wird deutlich, inwieweit die Annahme einer fortschreitenden, kontinuierlichen Geschichte und die Annahme eines vernünftigen und rational handelnden Subjekts sich gegenseitig bedingen. Und dass der Ursprung in dieser Vorstellung, die Idee des Subjekts, eine Reihe von Folgen hat, die man bloß zurückverfolgen braucht, um Ihren Grund zu entdecken. Diese Annahmen determinieren weitere Prämissen, das Subjekt muss beispielsweise als die beherrschende Instanz der Diskurse wahrgenommen sein, dessen Fähigkeit alleine über den Erfolg der Rekombinierung der Dinge - also auch seiner Geschichte - entscheidet. Außerdem werden eine chronologische Zeitfolge und ein Denken in Kategorien des Fortschritts und der Teleologien vorausgesetzt. Irrtümer sind in dieser Vorstellung hingegen nur Fehler im Denken, und die Wahrheit kann durch verbesserte Maßverfahren, Fehlerbeseitigung o.ä. jederzeit hergestellt werden.

Was für Auswirkungen die Dekonstruktionen dieser Begriffe und Axiome auf den Begriff der Aussagen hat, wie Foucault sie definiert, werde ich im nächsten Kapitel behandeln.

3. Die Aussagen des Diskurses

3.1 Die Formationssysteme

Der Begriff der Aussagen ist sehr wichtig, um Diskurse analysieren zu können, denn Diskurse sind nichts anderes als verknüpfte Aussagen. Bevor ich mich jedoch den Aussagen zuwende, muss ich zumindest resümierend die

diskursiven Formationen mit den vier Formationssystemen beschreiben. Die Formationssysteme gehören zum Inventar, das es uns ermöglichen soll, Diskurse zu verknüpfen und zu gliedern und zu dem vorzudringen, was als die Aussagen bezeichnet werden wird¹⁴. Es sind gleichzeitig Systeme, die die Aussagen in ihrer Spezifität erst zulassen und so den Diskurs bilden. Jedoch gibt Foucault die Formationssysteme eher als Hypothesen an, und weniger als Kategorien oder begrenzte Handlungsspielräume (Foucault 1981:58f).

Und da die zu analysierenden Begriffe in ihren Benutzungsregeln und ihrer Struktur unterschiedlich und zum Teil auch unvereinbar sind, so sollen sie Systeme der Streuung beschreiben (Foucault 1981:57f). „In dem Fall, wo man in einer bestimmten Zahl von Aussagen ein ähnliches System der Streuung beschreiben könnte, in dem Fall, in dem man bei den Objekten, den Typen der Äußerung, den Begriffen, den thematischen Entscheidungen eine Regelmäßigkeit (eine Ordnung, Korrelation, Positionen und Abläufe, Transformationen) definieren könnte, wird man übereinstimmend sagen, daß man es mit einer diskursiven Formation zu tun hat...“ (Foucault 1981: 58). Die Regeln, nach denen solch eine diskursive Formation funktioniert – die Formationsregeln-, sind Inhalt der folgenden vier Formationssysteme:

3.1.1 Die Formation der Gegenstände

Um die Formation der Gegenstände von Diskursen zu beschreiben, gibt Foucault drei Handlungsanleitungen:

- a) „Man müsste zunächst die ersten Oberflächen ihres Auftauchens¹⁵ finden: das heißt zeigen, wo die individuellen Unterschiede auftauchen, die dann bezeichnet und analysiert werden können...“ (Foucault 1981: 62).
- b) Man müsste „... die Instanzen der Abgrenzung...“ (Foucault 1981:63) beschreiben, wo und wie sich z.B. der medizinische Diskurs (in dieser oder jener Frage) vom juristischen abgrenzt.
- c) „Und schließlich müsste man die Spezifikationsraster analysieren...“ (Foucault 1981:64).

Die Gegenstände werden jedoch ohne Beziehung zum Grund der Dinge definiert, was jedoch nicht heißt, ihre Bedeutung im linguistischen Sinne zu analysieren (vgl. Foucault 1981:72f). Foucault beschreibt die Diskurse nicht als Verschränkung der Wörter und der Dinge¹⁶; er meint auch, dass die Diskurse zwar Zeichen benutzen, jedoch nicht ausschließlich zur Bezeichnung der Sachen und deshalb die Diskurse irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache sind (ebd.). „Eine Aufgabe, die darin besteht, nicht – nicht mehr – die Diskurse als Gesamtheiten von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault 1981:74). Jetzt werden auch einige der Herangehensweisen Foucaults deutlicher. Zum einen, dass er mit der Analyse der Diskurse oder der

Archäologie sich nicht auf die Suche nach dem Ursprung begibt, d.h. auch nicht nach einer Kausalität bezüglich der Entstehung oder auch des Abschlusses eines Diskurses sucht. Und auch wenn die Archäologie eine Analyse der tatsächlich gesprochenen Sachen zu verstehen ist, sich nicht auf rein sprachliche oder zeichentheoretische Elemente beschränkt. Und besonders wichtig ist der konstruktivistische Moment, in dem Diskurse als Praxis sich und ihre Gegenstände selbst erzeugen. Foucault versucht also den Gegenstand des Diskurses möglichst abseits des Subjekts, jedoch in all seiner Individualität und Einzigartigkeit erscheinen zu lassen.

3.1.2 Die Formation der Äußerungsmodalitäten

Die Formation der Äußerungsmodalitäten versucht die Formen der Aussagen, ihre gegenseitigen Abhängigkeiten, Verkettungen und Bedingtheiten in den Blick zu nehmen. Dafür stellt Foucault wiederum drei Wege zur Verfügung:

- a) Zuerst wird danach gefragt, wer spricht. Welchen Status besitzt das Individuum, um solch einen Diskurs hervorzubringen? Mit welchen Individuen welchen Status stehen sie in Verbindung? Z.B. gehören zum Status des Arztes auch seine Verbindungen mit dem Recht, der Politik, religiösen Gruppen, Berufskörperschaften, und muss das Funktionieren des Arztes in der Gesamtgesellschaft beschrieben werden (vgl. Foucault 1981:75)?
- b) Danach müssen die institutionellen Plätze beschrieben werden, die Institutionen in denen der Gegenstand der Analyse, z.B. der Arzt, sein Wissen selbständig anwenden kann: beispielsweise das Krankenhaus, die Privatpraxis, aber auch Dokumente wie Berichte, Beobachtungen und statistische Informationen (vgl. Foucault 1981:76f).
- c) Die Positionen des Subjekts werden durch die Situation definiert- Möglichkeiten, die das Subjekt im Verhältnis zu anderen Gebieten oder Gruppen von Gegenständen einnehmen kann, sowie Positionen, die das Subjekt im Informationsnetz einnehmen kann (vgl. Foucault 1981:78f.).

Anstatt die Synthese eines Subjekts zu beschreiben, wird seine Dispersion beschrieben, alle Möglichkeiten der Positionen, von denen es sprechen kann (vgl. Foucault 1981:81f). Wichtig sind dabei die Bedingungen, unter denen der jeweilige Diskurs zustande gekommen war, in welcher Position sich das äußernde Individuum befand, welchen gesellschaftlichen Status es inne hatte, welche Institutionen und Personen mit dem Individuum in Beziehung standen. Hier sind hauptsächlich das sich äußernde Subjekt und sein gesellschaftliches Umfeld zu betrachten.

3.1.3 Die Formation der Begriffe

Nachfolgend soll die Formation der Begriffe analysiert werden. Ohne jedoch die Begriffe in ein deduktives Gebäude einordnen zu wollen, sondern die „...“

Organisation des Feldes der Aussagen beschreiben, in dem sie auftauchen und zirkulieren“ (Foucault 1981:83). Dies besteht:

a) aus den Abfolgen der Begriffe, wie die Anordnung der Äußerungsfolgen (beispielsweise eine kausale Bestimmung oder eine Aufzählung), die Abhängigkeitstypen der Aussagen und als verbindendes Element die rhetorischen Schemata und wie diese sich kombinieren (vgl. Foucault 1981:83f).

b) aus den Formen der Koexistenz, mit einem Feld der Präsenz, welches alle Aussagen einschließt, die dem Diskurs vorausgehen und als Wahrheit, Begründung oder Annahme benutzt oder verworfen werden. Weiterhin einem Feld der Begleitumstände, welche Aussagen sind, die zu einem anderen Gegenstandsbereich gehören, jedoch als Prämissen aktiv werden. Außerdem gehört ein Erinnerungs- gebiet dazu, dass aus Aussagen besteht die nicht mehr aktiv sind weil sie überwunden wurden oder ignoriert werden. (vgl. Foucault 1981: 85f)

c) aus den Prozeduren der Interventionen, die legitim auf Aussagen angewendet werden können. Jedoch gibt Foucault von vornherein an, dass die Interventionen für jede diskursive Formation verschieden sind. Sie bestehen hauptsächlich aus den Beziehungen zwischen Aussagen, wenn z.B. eine Idee oder Theorie übernommen, angewendet, verbessert und transformiert wird.

„Was aber einer diskursiven Formation eigen ist und was die Abgrenzung der Gruppe von wenn auch disparaten Begriffen gestattet, die für sie spezifisch sind, ist die Weise, auf die die verschiedenen Elemente miteinander in Beziehung gesetzt werden: z. B. die Weise, auf die die Bestimmung der Beschreibung oder der Erzählungen mit den Techniken des Neuschreibens verbunden sind; die Weise, wie das Erinnerungsfeld mit den Formen der Hierarchie und Unterordnung verbunden ist, die die Aussagen eines Textes beherrschen; die Weise, wie die Annäherungsmodi und Entwicklungsarten der Aussagen und die Weise der Kritik, der Kommentare, der Interpretation von bereits formulierten Aussagen verbunden sind. Dieses Bündel von Beziehungen konstituiert ein System begrifflicher Formation“ (Foucault 1981: 88). Die Begriffe der Formation tauchen demnach auch nicht isoliert auf, sondern stehen immer in Verbindung zu den anderen Aussagen des Diskurses. Die Aussagen werden nicht verknüpft, weil sie einem schöpferischen Subjekt (allein) entsprangen, sondern theoretisch) kann jede Aussage innerhalb eines Diskurses (oder den Diskurs auch nur tangierend) zu Wort kommen.

3.1.4 Die Formation der Strategien

Die Formation der Strategien hinterfragt die Strategien und Theorien, die hinter den Diskursen stehen. Deshalb nennt Foucault die Strategien auch theoretische oder strategische Wahl. Er gibt von vornherein an, dass diese nicht vollständig sind, und als Grund benennt er, dass sich seine bisherigen Arbeiten eher auf eines der anderen Formationssysteme konzentrierten und er den Blick bisher

weniger der strategischen Wahl gewidmet hat. Aber als Richtung der Analyse gibt er folgendes an:

a) man soll die möglichen Bruchpunkte des Diskurses bestimmen. Das umfasst die Punkte der Inkompatibilität: „Zwei Objekte oder zwei Äußerungstypen oder zwei Begriffe können in derselben diskursiven Formation erscheinen, ohne – es sei denn um den Preis des manifesten Widerspruchs oder der Inkonsequenz – in ein und die selbe Folge von Aussagen einzutreten“ (Foucault 1981:96). Das sind die Äquivalenzpunkte:

Die beiden inkompatiblen Elemente werden auf die selbe Weise gebildet, doch „...statt ein einfaches fehlen von Kohärenz darzustellen, bilden sie eine Alternative: selbst wenn sie in der zeitlichen Abfolge nicht gleichzeitig auftauchen, selbst wenn sie nicht die gleiche Bedeutung haben und nicht auf gleiche Weise in der Menge der effektiven Aussagen dargestellt werden, präsentieren sie sich in der Form des »entweder...oder«“ (Foucault 1981:96).

Sowie die Aufhängungspunkte einer Systematisierung: Theorien, Auffassungen und Themen werden hier als Teile des Diskurses analysiert die von den Formationssystemen gebildet wurden und nicht Bedingungen der Diskurse sind.

b) Außerdem muss man die diskursiven Konstellationen untersuchen, diejenigen Konstellationen, welche die Beziehungen von anderen zeitgenössischen Diskursen zum untersuchten Diskurs beschreiben. Diese Beziehungen legitimieren Aussagen innerhalb des Diskurses, oder schließen sie aus. Es gibt Gegenstände, Äußerungsmodalitäten und Begriffe, die auf der Ebene der Formationsregeln auch möglich gewesen wären, d.h. sie hätten auch geäußert werden können und wären von den ersten drei Formationssystemen als Aussagen ausgewiesen worden. Diese Möglichkeiten werden u.a. durch die strategische Wahl eingeschränkt, da diese bestimmte Aussagen nicht zulässt. (vgl. Foucault 1981:97ff)

c) Die Instanz, die die theoretische Wahl bestimmt, wird zunächst durch die Funktion in einem „...Feld nicht-diskursiver Praktiken...“ (Foucault 1981:99) charakterisiert. Die Funktion des Diskurses innerhalb der Praxis von Feldern, die eigentlich von anderen Diskursen besetzt sind. Wo also der Diskurs in einem ihm vermeintlich fremden Feld auch eine Rolle der Praxis spielt, wie z.B. der grammatikalische Diskurs Anwendung in der pädagogischen Praxis findet. Das System und die Prozesse der Aneignung des Diskurses werden ebenfalls charakterisiert: „...denn in unseren Gesellschaften (und wahrscheinlich in vielen anderen) ist er Besitz des Diskurses - gleichzeitig das Recht zu sprechen, Kompetenz des Verstehens, erlaubter und unmittelbarer Zugang der bereits formulierten Aussagen, schließlich als Fähigkeit, diesen Diskurs in Entscheidungen, Institutionen oder Praktiken einzusetzen, verstanden – in der Tat (manchmal auf reglementierte Weise sogar) für eine bestimmte Gruppe von Individuen reserviert; in den bürgerlichen Gesellschaften, die wir seit dem 16.

Jahrhundert kennengelernt haben, ist der ökonomische Diskurs niemals ein allgemeiner Diskurs gewesen (ebenso wenig der ärztliche Diskurs, der literarische Diskurs, wenn auch auf eine andere Weise)“ (Foucault 1981:99f).

So wird deutlich, dass Foucaults Vorgang des Diskurses keineswegs ein gesamtgesellschaftliches Phänomen ist an dem alle partizipieren, sondern die Beherrschung des Diskurses wird immer nur von einem Teil ausgeübt. Dieser Teil hat damit auch die Definitionsmacht des Diskurses inne, und somit hat dieser Teil auch ein originäres Recht, den Diskurs in der Praxis anzuwenden. Die Instanzen der strategischen Wahl sind in jedem Fall dem Diskurs zugehörige „...bildende Elemente“ (Foucault 1981:100). Andererseits ist der Diskurs auch kein Phänomen, welches sich auf einen festgelegten Personenkreis beschränkt, denn theoretisch lassen sich alle gesprochenen oder geschriebenen Aussagen eines Diskurses analysieren und aufeinander beziehen.

Eine diskursive Formation wird individualisiert, wenn man die Formation der Strategien definieren kann, wenn sich alle Aussagen vom selben Mechanismus von Relationen ableiten lassen (vgl. Foucault 1981:100f). Von Verhältnissen also, die die Beziehung der Aussagen zueinander betreffen: ihr gegenseitiges Ausschließen und Einschließen, ihre Zugehörigkeit und Bedingtheit oder Folge.

Jedoch sind die vier Formationssysteme als ein vertikales Abhängigkeitssystem zu verstehen, welches die Aussagen erst legitimiert. Aussagen die beispielsweise durch die Gegenstände oder die Begriffe ausgeschlossen werden, werden in der Analyse dieses Diskurses auch nicht mehr auftauchen. (vgl. Foucault 1981:106) Dieses Ausschließen ist allerdings ausschließlich in der Praxis des Diskurses begründet und nicht einer übergeordneten Ebene geschuldet; vielleicht könnte man es als die interne Regel des Diskurses bezeichnen. Diese Regeln werden somit aus der Praxis des Diskurses abgeleitet und entsprechen seiner inneren Funktionsweise.

Die Aussagen, welche sich jetzt isolieren lassen, werden Thema des nächsten Kapitels sein.

3.2 Die Aussagen

Um sich nun den Aussagen zu nähern, werde ich zuerst einmal verdeutlichen, weshalb Foucault nicht auf die bisher explizierten Vorstellungen von Aussagen oder vom Bedeutungsinhalt aus der Sprachwissenschaft, Logik oder der Sprechakttheorie zurückgreift. Die Aussagen die Foucault beschreibt sind Inhalte der Diskurse, die durch ihre spezifische Verknüpfung in Beziehung zueinander gesetzt werden und ihre Regeln analysiert werden. Die Bedingungen, Einschlüsse und Ausschlüsse die durch die Aussagen produziert werden, sind in ihrer spezifischen Formation gegeben und legitimieren fortschreitender Weise immer weniger Aussagen dazu, dem Diskurs inhärent zu sein. Dass heißt jedoch nicht, dass sich der Begriff der Aussagen bei Foucault mit dem der Logik oder Sprachwissenschaft vereinen lässt. Zum einen sind

gesprochene oder geschriebene Sachen nicht einfach Sprechakte, die allein durch ihre Existenz Aussagen sind, und somit die Formulierungen nur die (vielleicht mehr oder weniger geglückte) Umsetzung der Aussagen wären, aber die Aussage nicht mehr beeinflussen könnten (vgl. Foucault 1981:121f). Für Foucault steht jedoch gerade die besondere Existenzweise der Aussagen, weshalb sie so und nicht anders auftauchen, in Frage. Sie sind auch nicht einfach Sätze, da es Aussagen auch ohne die Existenz von Sätzen geben kann, z. B. die Konjugation des Verbs amare: amo, amas, amat (vgl. Foucault 1981:118f). Oder andere Tabellen von Wörtern oder Zahlen können ebenso Aussagen darstellen, z. B. Statistiken. Auch können Propositionen, die unter logischen Gesichtspunkten ununterscheidbar wären, im Feld des Diskurses vollkommen verschiedene Aussagen darstellen, sie können sich auf unterschiedliche Diskurse beziehen, andere Gegenstände bezeichnen und auch nach unterschiedlichen Strategien funktionieren. Was den Aussagen entgegen ihrer Definitionen gemeinsam ist, ist ihre Funktion. Foucault will von der Aussagefunktion sprechen (vgl. Foucault 1981: 126f). Weder die Definitionen der Grammatik, noch die der Logik oder der Sprechakttheorie geben für Foucault ein ausreichend weites Feld frei, um die Funktion der Aussagen zu beschreiben. Es gibt vier Charakteristika der Aussagen, die Foucault angibt:

3.2.1 Die Situation einer Aussage

Zum einen wäre da die Frage, was den Unterschied zwischen einer zufälligen Anordnung von Zeichen und einer Aussage ausmacht. Wie wird aus einer Zufälligen Reihe von Zeichen eine Aussage, wie wird eine Aussage aus der zufälligen Anordnung der Tasten einer Schreibmaschine, die keine Wörter bilden und dennoch eine Aussage sind, eine „...Aussage von Buchstaben des Alphabets in einer Anordnung, die das Tippen erleichtert...“ (Foucault 1981:128). Die Zeichenfolge zu kopieren würde alleine nicht ausreichen, um die Aussage zu kopieren. Das Eingreifen eines Subjekts hält Foucault doppelt für unbefriedigend, zum einen weil das Transformieren der Folge von Zeichen in eine Aussage nicht nur der Initiative eines Subjekts geschuldet sein kann, zum anderen liegt das Problem „...nicht in der Ursache oder im Ursprung der Reduplikation, sondern in der besonderen Beziehung zwischen diesen beiden Folgen“ (Foucault 1981:129). Denn eine Aussage ist immer in Beziehung zu einem Feld von anderen Aussagen und Gegenständen denen sie Raum gibt. Auch können einzelne Wörter oder Wortgruppen Aussagen darstellen wie z.B.: „Das Boot!“ oder: „Peter!“. Doch können sie sich eher auf die Situation in der sie geschehen beziehen, als auf das wörtlich bezeichnete. Aus diesem Grund lehnt Foucault auch einen Zusammenhang von Signifikat und Signifikant ab, da eine Aussage zu dem was geäußert wird nicht das gleiche Verhältnis hat, wie das Bezeichnete zum Bezeichnenden, das Signifikat zum Signifikanten - wie es in der Semantik oder der Semiologie häufig angenommen wird. Die Wörter

einer Aussage können identisch wiederholt werden und dennoch eine völlig unterschiedliche Aussage bilden. Nicht die Elemente einer Aussage (z. B. die Wörter eines Satzes, oder eine Hypothese oder eine Proposition) bestimmen ihren Sinn, sondern der Zusammenhang in dem die Aussage auftaucht und worauf sie sich bezieht, die Aussagen die durch sie erst möglich gemacht oder ausgeschlossen werden. „Man sieht auf jeden Fall, daß die Beschreibung dieser Aussageebene nicht durch eine formale Analyse, eine semantische Untersuchung oder eine Verifikation vollzogen werden kann, sondern durch die Analyse der Verhältnisse zwischen der Aussage und dem Raum der Differenzierung, worin sie selbst die Unterschiede auftauchen läßt“ (Foucault 1981:129). So legt Foucault großen Wert darauf die Aussage aus sich heraus zu erklären, ohne jedoch in ihr gefangen zu bleiben. In jedem Fall weist jedes Wort einer Aussage über sich hinaus, jedes Wort hat Bezüge zu anderen Gegenständen als den Bezeichneten. Sie macht andere Aussagen möglich und wird durch andere Aussagen möglich gemacht, und dass in einer ihr ganz spezifischen Weise. Sie bestimmt in ihrer Seinsweise auch das Feld in dem sie auftaucht.

3.2.2 Subjekt und Autor einer Aussage

Eine Aussage steht immer in Beziehung zu einem Subjekt. Jedoch muss zwischen Subjekt und Autor der Aussage unterschieden werden. Autor und Produktion der Aussage müssen unterschieden werden vom Subjekt der Aussage (vgl. Foucault 1981 :134f). Ein Nachrichtensprecher z.B. kann Autor einer Formulierung sein, aber wird nicht in jedem Fall ihr Subjekt sein. „Eine Formulierung als Aussage zu beschreiben besteht nicht darin, die Beziehung zwischen dem Autor und dem was er gesagt hat (oder hat sagen wollen oder, ohne es zu wollen gesagt hat) zu analysieren; sondern darin, zu bestimmen, welche Position jedes Individuum einnehmen kann und muß, um ihr Subjekt zu sein“ (Foucault 1981: 139). Es geht also vielmehr darum zu zeigen, welche Möglichkeiten der Anwendung der einen oder anderen Aussage existieren und wie evtl. tatsächlich die verschiedenen Aussagen verknüpft wurden. Es geht nicht mehr um den Menschen der die Aussage mit Sinn erfüllt und ihre Existenz zielgerichtet oder aufgrund einer Ursache, einem Grund »einsetzt«. Insofern ist die Definition der Aussage auch eher zirkulär und auf sich selbst bezogen, als dem schaffenden Subjekt zuzuschreiben. Foucault versucht hier die Analyse vom anthropologischen Thema zu befreien und sich deutlich von der Interpretation abzugrenzen.

3.2.3 Das Aussagefeld der Aussage

Die Aussagefunktion ist auf die Existenz eines assoziierten Gebiets angewiesen. Dieses Gebiet wird auch als Aussagefeld bezeichnet und umfasst alle Aussagen, die mit der jeweiligen Aussage in Verbindung stehen. Die Aussage steht in jedem Fall in Beziehung zu den anderen Formulierungen (insofern sie vorhanden sind), mit denen sie zusammen auftaucht, die Folge von

Aussagen beispielsweise, die eine Geschichte oder eine Argumentation konstituieren. Sie steht auch mit den Formulierungen in Verbindung, auf die sich die Aussage implizit oder explizit bezieht, sei es um sie zu wiederholen oder zu adaptieren, sei es um sie zu modifizieren oder zu revidieren. Jede Aussage aktualisiert auf die eine oder andere Weise diverse Aussagen. Das Feld wird auch durch die Formulierungen beeinflusst, die durch die Aussage erst möglich werden, die sich ihrerseits von ihr ableiten oder abgrenzen. Ein Befehl lässt beispielsweise andere Möglichkeitsspielräume offen, als eine Proposition oder eine Erzählung. Auch ergibt sich das Feld aus den Formulierungen, die denselben Status wie die Aussage haben. Denn jede Aussage hat einen Status, sie wird gegenüber anderer Aussagen desselben Statuts qualifiziert, z.B. Aussagen mit dem Status Literatur, Wissenschaft, Geschwätz oder Prophezeiung. (vgl. Foucault 1981:139ff) Jetzt wird deutlich, weshalb die Aussage nicht als Einheit betrachtet werden kann, da sie eine Funktion innerhalb der Aussagen erfüllt, mit denen sie in Verbindung steht.

3.2.4 Die Materialität der Aussage

Schließlich muss die Aussage eine materielle Existenz haben, eine Stimme die sie artikuliert oder eine Oberfläche die ihre Zeichen trägt. Weiterhin besitzt sie einen Ort und ein Datum. Ein und dieselbe Aussage kann damit in ihrer Materialität wiederholt werden, ein Buch, das vor langer Zeit gedruckt wurde, wird in seiner Materialität in selber Weise, auch wenn es auf anderen Papier mit anderer Tinte geschrieben oder gedruckt wurde, wiederholt, und somit haben sich die Aussagen des Buches in ihrer Identität nicht verändert. Und dennoch heißt das nicht, dass die Aussagen dieselben bleiben. „Die Identität einer Aussage wird einer zweiten Menge von Bedingungen und Grenzen unterworfen: denjenigen, die ihr durch die Gesamtheit der anderen Aussagen auferlegt sind, unter denen sie auftaucht, durch das Gebiet, in dem man sie benutzen oder anwenden kann, durch die Rolle oder Funktionen, die sie zu spielen hat. Die Behauptung, daß die Erde rund ist oder daß die Arten sich entwickeln, bildet vor und nach Kopernikus, vor und nach Darwin nicht dieselbe Aussage. Bei so einfachen Formulierungen kann man nicht sagen, daß der Sinn der Worte sich geändert habe. Was sich geändert hat, ist das Verhältnis dieser Behauptung zu anderen Propositionen, ihre Anwendungsbedingungen und Reinvestitionsbedingungen, ist das Feld von Erfahrung, von möglichen Verifizierungen, von zu lösenden Problemen, worauf man sie beziehen kann“ (Foucault 1981:150f). So kann also auch ein und dieselbe Formulierung unter unterschiedlichen Bedingungen eine andere Aussage bilden. Es ist auch nicht allein der Kontext, z.B. der die Formulierung umgebenden Text, gemeint, sondern alle Formulierungen, die sich auf den Diskurs beziehen. Wenn aber der informative Inhalt und die Verwendungsmöglichkeiten einer Aussage dieselben sind, wenn beispielsweise ein Diskurs und seine gleichzeitige Übersetzung in einer anderen Sprache erscheinen, wird

man von derselben Aussage sprechen können (vgl. Foucault 1981:151). Einerseits können Formulierungen in ihrer Materialität beliebig wiederholt werden, ihre Bedeutung und Verwendung innerhalb des spezifischen Diskurses oder nur der spezifischen Äußerung ist kontingent. Der Diskurs beschränkt sich insofern immer nur selbst, in der spezifischen Weise in der er auftaucht, ist jedoch keinen manifesten Bedingung außer seiner Existenzweise unterworfen. Die Frage nach dem Sein oder der Identität der Dinge weicht einer Dynamik des Unterschieds, die Ontologie weicht dem Konstruktivismus. Die Aussagen werden hauptsächlich in ihrer Beziehung zu den anderen Aussagen und der jeweiligen Abhängigkeit im Feld ihres Auftauchens definiert, sie stehen in einer ganz bestimmten Beziehung zu den anderen Aussagen, die so speziell ist, dass sie nur unter strengen Bedingungen wiederholt werden können. Das Prinzip nach dem eine diskursive Formation funktioniert, ist die Form nach der sich ein Diskurs individualisiert. Ein Diskurs ist eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem angehört (vgl. Foucault 1981:156). Ein Diskurs formiert sich dadurch, dass er dieselben Regeln benutzt und den gleichen Anwendungsbereich hat. Er ist somit auf sich selbst bezogen und definiert sich durch seine Praxis.

4. Die Archäologie als Methode

Foucault hat mit seiner Definition von Diskurs viele Einheiten dekonstruiert um sich davon abzugrenzen und dem Diskurs, wie er ihn bearbeitet, eine theoretische Dimension zu geben. Er grenzt sich vor allem von den Einheiten ab, die durch Linguistik und strukturalistische Methoden vorgegeben waren. Er wendet sich gegen Subjektphilosophie, mechanistisches Denken und einfache Kausalitäten, gegen transzendente und teleologische Vorstellung einer höheren Instanz, der unser Handeln und Streben zugrunde liegt und über ihren Ziel und Zweck definiert ist. Ob es der transzendente Gott ist, oder die Vernunft. Er wendet sich nicht nur gegen ein Denken dass schon durch die Dominanz des Christentums eine lange Tradition in der Philosophie hatte, sondern zum Teil erst durch die Aufklärung zum wirklichen Thema der Philosophie gemacht wurde. Die Teleologie der Gottesfürchtigkeit wird durch die Kausalität des handelnden Subjekts (oder später das rationale Handeln) in eine selbst gewählte Herrschaft einer neuen Teleologie: der Vernunft. Das Subjekt wird dadurch in den Mittelpunkt der Theorien gerückt und gipfelt im mechanistischen Denken der Aufklärung, doch wird auch im Idealismus und der Moderne mit den Teleologien des Fortschritts fortgesetzt. Er bricht mit dieser Tradition und steht dennoch mit ihr in Verbindung.

Zum einen könnte man das Verbannen des Subjekts von der Erkenntnis als einen Versuch der Objektivierung verstehen, dem ein Bild der objektivierten Wissenschaft zugrunde liegt und dem Interesse geschuldet ist, jeden subjektiven Einfluss aus der Theorie zu verbannen. Eventuell könnte man sogar davon ausgehen, dass er

dadurch den Einfluss des Menschen auf das was er sagt, die Gefangenschaft in der Subjektivität, unterschätzt und dadurch eine Theorie ohne Aussagekraft geschaffen hat. Andererseits könnte man dieses Ausklammern der Subjektivität ebenso als Begründung für eine Welt nehmen, deren Kontingenz gerade der Willkürlichkeit und Individualität der Subjekte geschuldet ist, und man deswegen den Möglichkeitsspielraum begrenzen muss, um Aussagen über den Inhalt von Aussagen treffen zu können, und es erforderlich ist die Diskurse nach ihren Konstruktionsregeln zu befragen und eben nicht in den subjektiven Vermutungen über das, was geäußert wurde, was der Autor wohl gemeint haben könnte, was den Autor in seiner Situation zu dieser oder jener Formulierung bewegt haben kann (die verschiedensten Kategorien, die eingeführt wurden, um die Aussagen von Menschen in ihrer Subjektivität zu befragen, vom Alter der Person, über Lebenslage, Lebensstandard, persönliche und psychische Zustände). So wird die Gefahr verringert, dass der eigentliche Inhalt der Aussagen verloren geht, weil er durch Interpretation mit einem dem Diskurs fremden Sinn belegt wird.

Wie dem auch sei, es ist ein Versuch die Aussagen von innen her auszuarbeiten, zu analysieren, und nicht einen neuen Diskurs zu schaffen. Dadurch, dass sich die Analyse des Diskurses auf die tatsächlich gesprochenen Sachen (Termini, Gesprochenes) bezieht, kann man Foucault durchaus als Positivist⁷ begreifen, dennoch folgt er durch das Thema der Diskurse, die ihre Realität selbst erzeugen, einem radikalem konstruktivistischen Prinzip, der die Suche nach empirischen Fakten als fraglich erscheinen lässt. Wichtig ist in dieser Auffassung wie über etwas gesprochen wird, nach welchen internen Regeln eine Aussage funktioniert. Wie sie folgende Aussagen legitimiert und ausschließt, durch welche Aussagen sie existiert. Die Archäologie ist immer auf die Praxis des Diskurses gerichtet, und bezieht sich damit auch nur auf diese. Foucault versucht keine neue Wahrheit zu konstruieren, er versucht nicht den Geist einer Epoche in seiner Totalität zu beschreiben, sondern nur ein ganz begrenztes Feld, das Feld des Diskurses, der gerade analysiert wird. All die Beispiele eines Diskurses, die angeführt werden können, die keine Beachtung gefunden haben, könnten analysiert werden, könnten in Beziehung gesetzt werden. „Ich gebe nicht nur zu, daß meine Analyse begrenzt ist, sondern ich wollte es so, ich habe es ihr auferlegt“ (Foucault 1981:226). Sie ist immer nur eine Analyse, eine Zergliederung einer Besonderheit, einer einzigartigen Konstellation. Sie ist keine Synthese, die die einzelnen Erkenntnisse zusammenstellt und zu einem höheren Ganzen verbindet. „Wenn es ein Paradox der Archäologie gibt, so besteht es nicht darin, daß sie die Unterschiede vervielfacht, sondern darin, daß sie sich weigert, sie zu reduzieren, und damit die gewohnten Werte umkehrt“ (Foucault 1981:243).

Eine Aussage so zu analysieren, wie sie auftaucht, hat zum einen den Bezug zur Praxis, wie sie tatsächlich geschehen ist, und ist insofern unabhängig von einem

interpretierenden Subjekt, andererseits wird durch das Vermeiden des Interpretierens und die Rückbesinnung auf das Subjekt der Äußerung die Einzigartigkeit des Diskurses beschrieben, die dazu führt, dass man auch durch die Analyse nicht mehr die ursprüngliche Aussage erscheinen lassen kann. Man kann sie ausarbeiten, sie ihren Bedingungen und Folgen befragen, jedoch kann man nicht mehr davon ausgehen, die Aussage so erscheinen zu lassen, wie sie es in ihrer Ursprünglichkeit getan hat. Der Wahrheitsbegriff von Foucault deckt sich somit im weitesten mit anderen konstruktivistischen Theorien. Sie produziert und reproduziert sich alleine durch ihre Praxis. Diese kann zwar analysiert werden, jedoch ohne zum Grund der Dinge vorzudringen.

Anwendung bezüglich der Mediensoziologie könnte die Archäologie Foucaults vorrangig in zwei Bereichen finden: in der Analyse von konkreten Mediendiskursen, gleich welchen Themen (ob mit gesellschaftlichen Bezug oder ohne, ob es um Arbeits- oder Wirtschaftspolitik geht, oder um eine Serie zur Verschönerung des eigenen Gartens). Die zweite Möglichkeit ist die der Anwendung als Metatheorie, um Diskurse über Medien zu analysieren. Wie über Medien geredet wird, könnte ein Thema sein. Beispielsweise könnte man analysieren, wenn über den Einfluss des Fernsehens auf die Jugendkriminalität geredet wird, ob eine monokausale Logik zwischen Sender und Empfänger unterstellt wird, ob damit zum Beispiel die kognitiven und emotionalen Fähigkeiten des Rezipienten reduziert oder gar bestritten werden. Ob der Mensch in der Analyse des Diskurses zu einer Black Box ohne Fähigkeiten stilisiert wird. Oder andersherum, ob alles im Ermessen des Individuums liegt, und es nur der Interpretation obliegt, wie mit den Inhalten umgegangen wird. Welche Aussagen schon akzeptiert worden sind, um eine solche Aussage zu treffen und vielleicht auch welche Aussagen bereits ausgeschlossen wurden. So müsste z. B. bei einer Schuldzuweisung der Medien bezüglich der Jugendkriminalität ein Bild vom unmündigen Jugendlichen akzeptiert sein, das im Extremfall sein Handeln ausschließlich durch unbewusste Triebsteuerung oder andere Reiz- Reaktionsmodelle ausrichtet. Damit könnte auch die Aussage akzeptiert sein, dass die Medien ein Steuerungsmedium der Gesellschaft wären. So würde die Analyse der Formationssysteme und der Aussagen der Diskurse bezüglich der Medien ein riesiges Feld freisetzen, in dem man das große Potential der Archäologie Foucaults ausschöpfen könnte.

Das Manko der Theorie besteht bezüglich der Soziologie wahrscheinlich wirklich hauptsächlich darin, dass Probleme zwar ausgearbeitet werden können, jedoch keine Möglichkeiten zur Reduktion geboten werden. Somit ist sie sicherlich eine Methode, die hauptsächlich in der qualitativen Sozialforschung Anwendung finden kann. Das größte Potential hat die Theorie doch wahrscheinlich als Metatheorie, die auch in der Soziologie Anwendung finden kann. Sie kann als Methode zum Untersuchen der wissenschaftlichen Diskurse benutzt und ihre Existenz und Beziehungen zueinander untersucht werden.

Als Methode ist die Archäologie demnach vielseitig einsetzbar. Ihre Beziehung zu anderen Erkenntnistheorien und ihre wissenschaftlichen und theoretischen Grundlagen jedoch könnten noch einer weitreichenden Erforschung unterzogen werden. In jedem Fall ist der Gegenstand der Theorie ein sehr verschiedener im Vergleich zu den herkömmlichen Theorien.

5. Literatur

- Bourdieu, P. (1992): Homo academicus: Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Foucault, M. (1981): Die Archäologie des Wissens: Suhrkamp; Frankfurt/Main.
- Luhmann, N. (1996, 6. Aufl.): Soziale Systeme: Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Pias, C. (2003): Poststrukturalistische Medientheorien. In: Weber, S. (Hrsg.): Theorien der Medien: UVK-Verlagsgesellschaft: Konstanz, S. 277- 293.
- Wenzel, U. (2000): Poststrukturalistische Medienforschung. Denken vom Vorrang der Zeichen. In: Neumann- Braun, K./ Müller- Doohm, S. (Hrsg.): Medien- und Kommunikationssoziologie: Juventa-Verlag, München, S. 125- 157.

¹ Die erste Ausgabe ist in französisch erstmalig 1969 erschienen.

² Ohne These zu arbeiten bedeutet sicherlich gegen einen breiten Konsens über die Methodik wissenschaftlichen Arbeitens zu verstoßen, in Frankreich ist die These, mit Haupt- und Zusatzthese, formelle Voraussetzung für eine Diplomarbeit und auch für die Dissertation. Ihr Fehlen bzw. ihre unkonventionelle Umsetzung hat bei einigen Vertretern dazu geführt (wie Foucault, Derrida oder Althusser), dass ihnen offiziell die Betreuung von Doktorarbeiten untersagt wurde und ihre Arbeitsweise daher ungeeignet wäre um solch Arbeiten zu betreuen.

³ Zum Begriff der Formationssysteme siehe Kapitel 3.1 dieser Arbeit.

⁴ Siehe Kapitel 3.2 dieser Arbeit.

⁵ Die Wortgruppe „ihres Auftauchens“ bezieht sich in dem Fall auf das Auftauchen der Diskurse (Anm. d. A.) .

⁶ Die Wörter und die Sachen (bzw. Dinge) (französisch: Les mots et les choses) ist der französische Titel des Buches „Die Ordnung der Dinge“, das 1966 erstmalig erschienen ist.

⁷ „Wenn man an die Stelle der Suche nach den Totalitäten die Analyse der Seltenheit, an die Stelle des Themas der transzendentalen Begründung die Beschreibung der Verhältnisse der Äußerlichkeit, an die Stelle der Suche nach dem Ursprung die Analyse der Häufungen stellt, ist man ein Positivist, nun gut, ich bin ein glücklicher Positivist, ich bin sofort damit einverstanden.“ (Foucault 1981:183)



Auftakt

von Ina C. Otte

An der Fakultät für Soziologie gibt es eine Reihe unterschiedener Praxisschwerpunkte, deren thematische Ausrichtung untereinander recht heterogen ist. Das sorgt dafür, dass man auch wirklich Auswahl trifft, wenn man sich für einen dieser Schwerpunkte entscheidet. Was die theoretische Ausrichtung anbelangt, so bewegt man sich an der hiesigen Fakultät in einem sehr homogenen Raum. Dies aber nur als eine Bemerkung am Rande, mit der wir überleiten wollen auf einen besonderen Praxisschwerpunkt, der zum einen auch auf die dominante Theorierichtung der Systemtheorie verweist und sich zum anderen dadurch von allen anderen Praxisschwerpunkten abhebt, dass er zu deren thematischen Abgrenzungen quer verläuft. Die Rede ist vom PSP Organisationssoziologie. Mit Organisationen ist man als Soziologe eigentlich immer konfrontiert, sei es in der Wissenschafts-, der Entwicklungs-, der Mediensoziologie oder den sozialen Problemen. Daher muss man sich als Studierender mit diesen Praxisschwerpunkten auch mit spezifischen Fragen aus der Organisationssoziologie beschäftigen. Man kommt eigentlich nicht darum herum, sich mit diesem Thema auseinander zu setzen. Das liegt daran, dass Organisation eine Ebene der Bildung von sozialen Systemen ist, die sich in den verschiedenen thematisch abgrenzbaren Bereichen manifestiert und in der Analyse moderner Gesellschaft eine prominente Rolle spielt und konsequenterweise auch als Inhalt des Soziologiestudiums.

Aber abgesehen von diesen theoriegeleiteten Bezugspunkten hat der PSP Organisationssoziologie ein eigenes thematisches Feld. Die Entstehung des PSP aus der Arbeits- und Industriesoziologie gibt hier, nach wie vor, eine bestimmte eigene Richtung an, in der das Erkenntnisinteresse und die Lehrinhalte gelenkt werden. Genauso dominant sind auch spezifisch organisationssoziologische Fragen, so zum Beispiel die Analyse von Herrschaft oder Wandel in Organisationen. Um zu sehen, welche Fragen in dem PSP behandelt werden, kann man die Vorstellung der Lehrforschung als exemplarisch behandeln.

Putting the „Forschen“ back in Lehrforschung

Lehrforschungsbericht Supervision, Coaching und Mentoring

Als vor einem Semester die Lehrforschung unter der Leitung von Stefan Kühl begann, konnte sich wohl keiner der Teilnehmer vorstellen, auf was er oder sie sich genau eingelassen hatte -denn diese Lehrforschung sollte werden wie keine andere.

Thematisch und konzeptionell wurde dem/der interessierten Soziologiestudierenden etwas völlig Neues geboten. Das Thema „Supervision, Coaching und Mentoring“ klingt zuerst nach reichlich wirtschaftlichen Worthülsen. Diesen Formeln auf die Schliche zu kommen, war und ist erklärtes Ziel der Lehrforschung. Würde man an dieser Stelle fragen, wie spannend eine Lehrforschung sein kann, würde man sagen, dass dieser Titel einen nicht mal dazu bringt nach dem dritten Wort weiterzulesen, weil man fast schon ahnt sich in einem Berg von Managementtheorien zu verlieren.

Man kann zwar nicht sagen, dass das Lesen solcher Literatur plötzlich nicht mehr notwendig ist, aber vor dem Hintergrund, dass das Konzept dieser Lehrforschung sich von allen anderen bisher da gewesenen unterscheidet, kann man es kaum erwarten diese Berge zu erklimmen.

Das Ziel von Stefan Kühl war es die Forschung in den Begriff Lehrforschung zurückzubringen und den Studierenden ein viel unmittelbarereres Gefühl für das was Forschung ist zu geben, als es bei sonstigen theorielastigen Veranstaltungen der Fall ist. Zu dem Konzept gehört, dass sich die Teilnehmer selbständig ein Forschungskonzept erarbeiten und dieses bei der Körber-Stiftung - eine Stiftung zur Förderung von Bildung, die im Jahr 1981 gegründet wurde - einreichen. Mit einem Gutachten versehen, wurden die nun besser als Forschungsanträge zu bezeichnenden Konzepte plus die jeweiligen Lehrforschungsgruppen mit einem virtuellen Forschungsetat ausgestattet, mit denen die Teilnehmer nun haushalten müssen. Den fertigen Bericht, so lautet eine weitere Bedingung, müssen die Gruppen dann bei mindestens einer soziologischen Zeitschrift in Form eines Artikels einreichen. Neben dem Verfassen des Abschlussberichtes gehört zum Scheinerwerb die Erfüllung von weiteren Leistungen, wie die Betreuung der Webseite der Lehrforschung (www.supervisioncoachingmentoring.de); auch ein Novum oder Workshops für die einzelnen Lehrforschungsgruppen zu organisieren (siehe Exkursionsbericht Berlin).

Insgesamt darf man erstens auf die Ergebnisse der Gruppen gespannt sein und vielleicht taucht die eine oder andere Arbeit ja in einer Zeitschrift auf und zweitens auf die Fortsetzung dieses Lehrforschungskonzepts in den kommenden Semestern.

Wir danken Armin Bernath für die Informationen über die Lehrforschung.



Organisiert in die Hauptstadt

Was machen 8 Soziologen zu Beginn der Semesterferien um 9 Uhr am Bahnhof? Nein, wir kommen leider nicht von einer Party wieder. Wir sind soeben aufgestanden und auch der letzte kommt 2 Minuten vor Abfahrt am Bahnsteig an. Das Seminar „Wie analysiert man Organisationsstrukturen?“ fährt – dank großzügiger Unterstützung des Dekanats – unter der Leitung von Prof. Stefan Kühl nach Berlin zum ersten Praxiseinsatz.

Unser Ziel ist eine Organisation, die kurz vor einer Umstrukturierung steht. Vor Ort geht's nach einer kurzen Kennlernrunde sofort los. Vom Personalleiter (Diplom in Sozialwissenschaften) werden uns die Firma und deren Selbstbeschreibung mit einer Powerpoint-Präsentation vorgestellt. Die international vertretene Firma stellt Stromkonverter für große Anwendungsbereiche her, etwa in der Schifffahrt und der Energietechnik und bietet kundenorientierte Automatisierungslösungen für diese an.

Doch es geht uns als Soziologen natürlich weniger um diese Daten. Unser Ziel ist es, die Organisation mit dem Entscheidungsprämissenkonzept von Niklas Luhmann als Handwerkszeug zu beobachten. Wir wollen etwas über die Organisationsstruktur erfahren und unser theoretisches Wissen auf konkrete Probleme dieser anwenden. Anschließend an die Präsentation, beginnt auch eigentliche Diskussion, die uns das erlauben soll. Der Entwicklungs- und der Personalleiter sprechen ausgiebig über die Anforderungen und Probleme der Organisationsstruktur und darüber was – wie – warum geändert werden soll.

Exemplarisch für unsere Beobachtungen soll hier die problematische Situation des Entwicklungsleiters mit Hilfe des Entscheidungsprämissenkonzepts beschrieben werden (siehe Kasten). Der Entwicklungsleiter ist durch seine berufliche Erfahrung und sein fachliches Überblickswissen als Ansprechpartner und Verantwortlicher sehr stark in die projektorientierte Entwicklung eingebunden und trägt dabei eine hohe Entscheidungslast.

Durch seine persönlichen Kompetenzen leistet dieser in unserem Beispiel auf informaler Ebene weit mehr, als von seiner Stellenbeschreibung erwartbar ist. Er wird vom Personalleiter als unverzichtbares Mitglied der Organisation bezeichnet.

Dabei wird ein Aspekt des Entscheidungsprämissenkonzeptes deutlich: Nicht nur die Stellenbeschreibung, also die formalen Aufgaben eines Entwicklungsleiters, entscheidet über Abläufe in Organisationen. Die Wahl des *Personals* für eine Stelle, samt seiner individuellen Eigenschaften ist, ebenso eine wichtige Entscheidung über die Abläufe und das zukünftige Entscheidungsverhalten einer Organisation. Personen nehmen Probleme unterschiedlich wahr und kommen zu verschiedenen Schlüssen.

Entscheidungen und damit der Erfolg einer Firma sind also nur begrenzt durch Programme (vorgegebene

Handlungsabläufe) konditionierbar und besonders in unserem Fall stark vom Personal abhängig. Die Entscheidung für bestimmtes Personal entscheidet also eine Vielzahl prinzipiell unentscheidbarer Entscheidungen.

Durch die individuellen Eigenschaften des Entwicklungsleiters entwickelte sich neben den formalen also auch ein informales Netz von Strukturen. Durch fehlende Entscheidungskompetenzen der Mitarbeiter in den einzelnen Projekten werden Probleme vieler Art auf den informalen Kommunikationswegen bis zum Entwicklungsleiter durchgereicht. Es fehlt ein formalisiertes „Sieb“, welches die Probleme effektiv filtert und so zu seiner Entlastung beitragen könnte.

Daher verbringt er, neben seiner vernachlässigten Tätigkeit als Entwickler, viel Zeit im „Außendienst“. Er ist auch bei Projekten vor Ort, wenn er nur oberflächlich in sie eingebunden ist. Er muss sich dabei, um glaubwürdig zu erscheinen, als informierter Darsteller beweisen, denn für Außenstehende scheint er der richtige Mann. Natürlich wären andere Mitarbeiter, die intensiver mit diesem Projekt beschäftigt sind, als Feuerwehrmann die bessere Wahl. Die Tyrannei der Strukturlosigkeit oder besser, der informalen Kommunikationswege führt damit zur Überlastung seiner Stelle.¹

Aus unserer Sicht müssen die Verantwortungen besonders in kleinen Projekten deutlicher verteilt werden, so dass der Entwicklungsleiter nur noch für größere Projekte zuständig ist, nicht mehr alles zu ihm durchgereicht wird. Es müssten formale Ansprechpartner vorgegeben werden, dadurch würde auch neuen Mitarbeitern der Einstieg erleichtert bzw. für Kunden der Ablauf übersichtlicher. Eine zusätzliche Stelle zur Entlastung des Entwicklungsleiters ist zumindest auf längere Sicht unnötig und außerdem schwierig zu besetzen, denn wie gesagt: nicht nur die Stelle, sondern auch das Personal entscheidet.

Nach interessanten 5 Stunden endet unser Besuch mit einer Besichtigung der riesigen Werkshalle, in der wir endlich ein Bild davon bekommen, was Stromrichter, die meistens nur „Kästen“ genannt wurden, eigentlich sind. Wir lassen den ereignisreichen Tag bei dem einen oder anderen Bier zusammen mit dem Personalentwickler der Firma ausklingen. Der Bielefelder Diplomsoziologe hat mit einem Besuch in unserem Seminar den Grundstein für diese Exkursion gelegt und lässt uns die Herausforderung der Umstrukturierung noch einmal unter anderer Perspektive betrachten.

Mit wenig Schlaf und einem Haufen an Eindrücken verlassen wir die Hauptstadt leider bereits am nächsten Morgen wieder.

Festhalten lässt sich, dass wir Eindrücke von soziologischen Berufsperspektiven – insbesondere aus dem Personalbereich – gesammelt haben. Wir stellten fest, dass Theorie nicht nur am Schreibtisch, sondern natürlich

¹ Interessant zur Problematik informaler Strukturen: Jo Freeman, (1970): The Tyranny of the Structurelessness, als PDF unter: <http://struggle.ws/pdfs/tyranny.pdf>

auch beim verstehen komplexer Sachverhalte *in* der Gesellschaft, in Organisationen funktioniert. Luhmanns Konzept der Entscheidungsprämissen öffnet bei der Reflexion der Exkursion interessante Horizonte.

Da der Aufenthalt sehr knapp bemessen war, blieb vor Ort leider keine Zeit, der Firma – mit systemtheoretischer Präzision – konkrete Ratschläge zur Umstrukturierung zu geben.

Wir sind der Meinung, dass Exkursionen auch in den Sozial- und Geisteswissenschaften zum universitären Standard werden müssten, um den Studenten ein Gespür für die Herausforderungen nach dem Studium zu ermöglichen. Denn ganz so einleuchtend wie auf dem Papier geht es in einer Organisation natürlich nicht zu. Nur mit zahlreichen Berührungspunkten lassen sich Theorie und Einstieg ins Berufsleben miteinander verbinden. Es wäre schade die Möglichkeiten solcher Theorien nach dem Studium hinter den Mauern der Universität zu begraben und sie nicht in der Praxis zu verwerten.



Junge OrganisationssoziologINNEN im Gespräch mit einem Praktiker

Theoretischer Hintergrund:

Organisationen bilden, wie jedes andere soziale System, Strukturen aus, um in ihrer komplexen Umwelt handlungsfähig zu bleiben. Diese Organisationsstruktur reproduziert sich nach Luhmann rekursiv aus eigenen Entscheidungen der jeweiligen Organisation, das heißt: es werden Entscheidungen getroffen, an die wiederum Entscheidungen anknüpfen. Es ist nicht mehr alles möglich. Diese Entscheidungsprämissen senken Entscheidungskosten in einer Organisation. Mein Vorgesetzter ist wohl auch morgen noch mein Vorgesetzter, eine Marmeladenfabrik muss nicht jeden Tag neu entscheiden, Marmelade zu produzieren und die Tätigkeiten einer Stelle müssen nicht jeden Tag neu festgelegt werden. Luhmann unterscheidet dabei drei Prämissentypen: Personal (Wer soll was entscheiden?), Programme (Wie soll entschieden werden?) und Kommunikationswege (Wer kommuniziert mit wem?).

Eine Entscheidungsprämisse legt dabei den Rahmen für Vielzahl von Zukünftigen, noch unentschiedener Entscheidungen. Diese formalen Strukturen sind weder völlig stabil, noch können sie den ganzen Organisationsalltag determinieren. Aber sie verteilen Beweislasten, d.h. wenn man sich an einmal Entschiedenem orientiert, ist man auf der „sicheren Seite“. Man muss sich für formales Handeln nicht rechtfertigen.

Neben den formalen, an die Mitgliedschaft der Organisation gebundenen Strukturen, erfasst Luhmanns Konzept der Entscheidungsprämissen auch informale Strukturen. Diese können als nichtentschiedene Entscheidungsprämissen beschrieben werden. Das sind z.B. individuelle Eigenschaften eines Mitarbeiters oder informale Beziehungsnetzwerke, die weit über die eigentliche Hierarchie hinausgehen und oft sehr undurchsichtig sind. Wichtig ist dabei, dass auch diese informalen Strukturen durchaus funktional für Organisationen sind, so können Organisationen z.B. widersprüchliche Anforderungen des Organisationsalltags handhaben. Es ist daher sehr wichtig, diese bei einer Analyse mit einzubeziehen.

Von Autonomie, Reform und Demobürokratien - Eine kleine Luhmann-Nacherzählung

Von Stefan Kühl

Akkreditierungen, Begehungen und Evaluationen gehören zum wissenschaftlichen Alltag. Während in der Wirtschaft und Politik zur Zeit wenigstens Lippenbekenntnisse für „Lean Management“ und „Bürokratieabbau“ dominieren deuten rezente Universitätsreformen in die entgegengesetzte Richtung: In der Absicht, Wissenschaft wirksam zu kontrollieren, wird ein bürokratisches Monster gefüttert, das sich von Abstimmungen und Abstimmungen über Abstimmungen ernährt. Der Text basiert auf einem Vortrag vor Organisationsentwicklern deutscher Universitäten am 23.5.2007 bei der Hochschul-Informationssystem GmbH

Kaum eine Organisation stattet ihre Leistungserbringer mit einem so hohen Maße an Autonomie aus wie Universitäten. Professoren haben weitgehende Autonomie darüber, wann sie wo arbeiten wollen. Sie können selbständig darüber entscheiden, wann, wie und ob überhaupt sie die Früchte ihrer wissenschaftlichen Forschung der Öffentlichkeit mitteilen wollen. Bei der Wahl ihrer Themen haben sie so ein hohes Maß an Freiheit, dass ihre Beiträge manchmal nur noch mit Mühe überhaupt dem Fach zugeordnet werden können, für das sie ursprünglich einmal eingestellt wurden.

Anhand von Einzelbeispielen kann gezeigt werden, wie diese Leistungsbringer diese weitgehend durch die Universität unkontrollierte Zeitbenutzung für die Verbesserung ihrer Freizeit- oder Verdienstmöglichkeiten als Berater, Gutachter oder Aufsichtsrat einsetzen. Massenmedial lassen sich solche Freizeit- oder Nebenverdienstopimierer mit Begriffen wie „Professor Untat“, „No-Show-Professoren“ oder „Professor Holiday“ interessant dramatisieren. Dabei wird dann jedoch übersehen wie viel „Slack“ alle Organisationen – und damit auch Universitäten – ertragen können.

Für die die Frage des Veränderungsmanagement in Universitäten sind nicht die faulen Professoren das Problem. Viel relevanter ist, dass es die Autonomie den Professoren ermöglicht sich stärker als in anderen Organisationen den Steuerungsvorgaben zu entziehen. Es mangelt ja nicht an Ideen, wie diese Autonomie der Leistungserbringer in ein engeres Korsett von Kontrollen, Evaluierungen und Rechenschaftspflichten gegossen werden können. Zwar gehört es unter Professoren zum gepflegten Ritual über Bologna-Irrsinn, BA-MA-Idiotie oder mit Kapazitätsplanung beschäftigen Planungsphantasten zu klagen, aber relativ schnell wird dann klar, wie wenig das Kerngeschäft der Lehre und der Forschung durch diese veränderten Rahmenbedingungen berührt wird.

Womit hängt diese Autonomie zusammen? Professoren werden mit über die bekannte Trias Forschung – Lehre

– Selbstverwaltung zweckwidersprüchlich programmiert. Das daraus resultierende Spiel ist bekannt: Man fordert eine Reduzierung der Lehre in Form eines Freisemesters, weil man gerade an einem spannenden Forschungsprojekt sitzt. Die Mitwirkung an der Selbstverwaltung wird mit Verweis auf die starke Lehrbelastung selbsttätig reduziert. Und man kennt den Horror, wenn ein Kollege anfängt, seine Denk- und Schreibblockade durch übermäßiges Engagement in der Selbstverwaltung zu kompensieren sucht und dies dann auch noch mit Märtyrer-Miene als persönliches Opfer zu präsentieren sucht.

Aber es ist nicht diese widersprüchliche Zweckprogrammierung alleine, die zum hohen Maß an Autonomie führt. Auch andere Berufe werden über widersprüchliche Zwecke programmiert – man denke nur an Gefängniswärter, die gleichzeitig eine Überwachung und Resozialisierung der Gefangenen gewährleisten sollen – ohne, dass daraus große Autonomiegewinne (und damit auch hohe Gehaltsansprüche) entstehen können. Auch zeigt die Erfahrung, dass die Spezialisierung des Personals auf einen der Zwecke – Stichwort spezialisierte Forschungsinstitute und auf Lehre konzentrierte Fachhochschulen – nicht maßgeblich zur Reduzierung der Autonomie beiträgt.

Für die Autonomie ist deswegen noch ein zweiter Grund ausschlaggebend. Weder Lehre noch Forschung – und man könnte ergänzen noch Selbstverwaltung – ist über eine rationale Technologie zu bewerkstelligen. Bei allen handelt es sich um Arbeitsfelder mit „unklaren Technologien“. Man kann in diesen Funktionsbereichen, so der Soziologe Niklas Luhmann, „weder Fehler nachweisen“ noch die Ressourcenzuteilung so steuern, wie das für das „Erreichen von Erfolgen und das Vermeiden von Misserfolgen“ notwendig ist.

Zwar treten Erfolge und Fehler ein und es wäre naiv davon auszugehen, dass diese nicht auch erkannt werden können: Schließlich kann man selbst an Universitäten beobachten, wenn nur 15% eines Jahrgangs ein Studium beenden und auch die übermäßige Rezeption einer Nachwuchswissenschaftlerin in der Literatur ist beobachtbar und als Erfolg auf sie und dann indirekt auf die sie ausbildende Universität zurechenbar. Aber man kann nicht festlegen, worauf diese Misserfolge oder Erfolge zurückgeführt werden können Gerade, so Niklas Luhmann, weil Forschung sich mit noch „unbekannten Sachverhalten“ auseinandersetzt, weil Lehre sich „mit frei über sich selbst verfügenden Köpfen“ beschäftigt und – so könnte man ergänzen – weil Selbstverwaltung immer auf der Kooperation unberechenbarer Kollegen beruht -, gibt es keine „erfolgssicheren Rezepturen“. Und weil diese „erfolgssicheren Rezepturen“ nicht gibt, kann die Leistungserbringung auch nicht über die Zentrale gesteuert werden.

Autonomie der Professoren und Bürokratisierung

Dieser Prozess – und ist einer der Clous der Überlegungen Niklas Luhmanns zu Universitäten – schließt Bürokratisierung nicht aus. Im Gegenteil: Weil man an

die Kernprozesse Forschung, Lehre und Selbstverwaltung nicht herankommt, bildet sich eine ganz eigene Form von Bürokratie aus. Es türmen sich, so Luhmann, „Regelungen auf Regelungen“, „Verbesserungen auf Verbesserungen“. Es entsteht eine von den Kernprozessen entkoppelte eigene Verwaltung, die nichts anderes tut als die Entscheidungslasten die aus dem politischen Umfeld oder aus dem Rechtssystem kommt, abzuarbeiten.

Als ungewollte Nebenfolge dieser Bürokratisierung entsteht dann ein „massiver, undurchdringlicher Panzer“, der „Lehre und Forschung“ um so mehr der individuellen Praxis überlässt. Es ist gar nicht nötig, dass sich Professoren in ihrer Lehre, Forschung und Selbstverwaltungsaktivitäten auf Humboldt oder das Grundgesetz berufen. Das „Unvermögen der regulativen Bürokratie“ böte, so Luhmann, für die Leistungsträger in der Universität ausreichend Schutz.

Die Herausforderung für Universitäten wird deutlich. Reformbemühungen führen lediglich dazu, dass die Bürokratie noch weiter eingeheizt wird: Es werden noch mehr Daten über Publikationsheftigkeit, Studierendenzufriedenheit und Praktikerkontakte erhoben, für die dann eigene Gremien gebildet werden, die diese Daten dann verwalten. Es wird noch mehr und noch kurzzyklischer evaluiert, was Energien bindet, aber auch kaum Eingriffe in die Lehr und Forschungspraxis ermöglicht.

Ausbildung von Demobürokratien

Es gibt eine Reihe von Organisationstypen, die zu einer „Dilettantenverwaltung“ neigen: Rechtsanwaltsfirmen, Krankenhäuser, Kirchen, Schulen und Universitäten. „Dilettantenverwaltung“ heißt, dass die Leitung und Verwaltung dieser Organisationen nicht durch spezialisierte Manager vorgenommen wird, sondern Personen, die eigentlich für die Leistungserbringung eingestellt wurden: Juristen in Rechtsanwaltsfirmen, Ärzte in Krankenhäuser, Pastoren oder Priester in Kirchen.

Je ausgeprägter die „unklaren Technologien“ in einer Organisation desto stärker scheint die Tendenz zu sein, die Verwaltung lediglich Personen zuzutrauen, die vorher ihre Spuren bei der Leistungserbringung im eigentlichen Wertschöpfungsprozess der Organisation erbracht haben. Weil man zwar erkennen kann, ob man Erfolg hat oder nicht, sich aber über die Faktoren nicht ganz sicher ist, die zu dem Erfolg geführt haben, vertraut man darauf, dass die Organisation von jemanden geleitet wird, der sich über diesen Prozess aufgrund eigener Tätigkeiten bewusst ist.

Das dieses eine Besonderheit im Vergleich zu den meisten Unternehmen ist, kann man sich durch ein Gedankenexperiment verdeutlichen. Die meisten Unternehmen ein Großteil ihres Managements verlieren würde, wenn Sie verlangen würden, dass diese ihre vorher in der Montage eines Automobilkonzern oder der Bearbeitung von Einzahlungsbelegen qualifiziert haben. Wenn wirklich mal der Manager eines Unternehmens über ein Schnupperpraktikum hinaus Erfahrungen in der Produktion gemacht hat, dann ist es – wie der Fall des Kfz-Mechanikers Jürgen Schrempp zeigt – der Presseabteilung wert, dies ganz besonders hervorzuheben.

Das besondere der Dilettantenverwaltungen ist, dass

die Spitzenpositionen in der Regel relativ schwache Entscheidungskompetenzen haben und meistens gezwungen sind ihre Entscheidungsprozesse durch Mitspracherechte anderer Verwaltungs- und Management-„Dilettanten“ aufzuladen. Verschiedene Personen in diesen Organisationen sind durch Entscheidungen betroffen und werden deswegen beteiligt. Die Organisationen sind gekennzeichnet durch Gremien, Kommissionen und Komitees, in denen nicht nur beraten, sondern mit entschieden wird.

In Universitäten wurde dieses Prinzip unter dem Stichwort „Demokratisierung“ insofern weiter verschärft als dass auch Klienten und in Ausbildung befindliche „Professionals“ an den Entscheidungsprozessen beteiligt wurden. Demokratisierung, so Niklas Luhmann, bedeutet Multiplikation der Entscheidungslast: „Aus einer Entscheidung werden viele Entscheidungen“. Wer an Gremien, Ausschüssen, Senaten und Konzilien teilnimmt, müsse entscheiden, wie er seine Stimme abgibt. Oft müsse man, so Luhmann, dann an weiteren Sitzungen teilnehmen, die ein „abgestimmtes Abstimmen sicherstellen“. Dieses „Abstimmen der Abstimmung“ erfordere seinerseits wieder Vorbereitung und müsse durch „eigens gewählte Organisatoren“ gewährleistet werden.

Diese Vorbereitung und Sicherung „abgestimmter Abstimmung“ erfolgt in Universitäten häufig informell, weswegen von den sich selbstverwaltenden Professoren nicht nur die Anwesenheit in den entsprechenden Gremien verlangt wird, sondern auch ungeplante „Face-Time“ auf den Fluren. Aber über kurz oder lang formalisieren sich diese informelle Abstimmungsprozesse. Es werden Strukturkommissionen gebildet, die Entscheidungen in Fakultäten vorbereitet werden. Die Gruppen der Studierenden, der wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter und der Professoren bilden eigene Gremien mit eigenen Regeln und die Koordination zwischen diesen Gremien muss wieder koordiniert werden. Diese Formalisierung der Koordination führt dann natürlich nicht zur einer Abnahme der Notwendigkeit von „Face-Time“ auf den Fluren, sondern im Gegenteil zu einer weiteren Intensivierung der Notwendigkeit informeller Kontakte.

Luhmann hat diesen Prozess als „Demobürokratie“ bezeichnet, von deren lokalen Realität die weit entfernten Ministerien sich gar keine Vorstellung machen würden. Demokratie ist jedenfalls in Organisationen kein Gegenbegriff zur Bürokratie, sondern trägt im Gegenteil erst zur Ausbildung von Bürokratien bei. Eine Entscheidung wird in eine Vielzahl von Entscheidungen zerlegt und diese Vielzahl von Entscheidungen muss dann letztlich über bürokratische Prozeduren reguliert werden.

Die Herausforderung an Universitäten besteht darin, diese Entscheidungslast nicht noch weiter zu multiplizieren. Zwar klingen „Projektgruppen“, „Lenkungsausschüsse“ und „Adhoc-Kommissionen“ nicht so zopfig wie „Fakultätsrat“, „Senat“ oder Konzil“ zur Evaluierung“, organisatorisch sind sie aber auch nichts anderes. „Beteiligung“ und „Partizipation“ – das Mantra eines fast jeden Change Managers – wird dann dazu beitragen, die Komplexitäten in den Universitäten noch weiter aufzuladen. Ein Prozess auf den die Universitäten sicherlich wieder mit Bürokratie reagieren werden.





Media Control von Noam Chomsky

von Christopher
Müllenhof

Der amerikanische Linksintellektuelle Noam Chomsky berichtet in seinem Buch „Media Control. Wie Medien uns manipulieren“ über die Verwicklungen von Regierung und Medien in

den USA. Die Medien in den USA sind für Chomsky Propagandainstrument der Eliten und der Regierung, die diese in entsprechender Weise einzusetzen wissen um ihre Macht zu erhalten und Kontrolle über die öffentliche Meinung zu bewahren: die Medien erzeugen durch ihre Darstellung bei der Bevölkerung bestimmte Perspektiven auf die Ereignisse in der Welt, erzeugen bestimmte Vorstellungen über Moral und „richtiges“ Verhalten und steuern damit indirekt die amerikanische Bevölkerung. Chomsky versucht seine Vorstellung über das Funktionieren des Zusammenspiels zwischen Politik und Medien anhand der Berichterstattung über den Anti-Terrorkrieg zu untermauern. Allerdings sind die Aussagen in Chomskys Buch eher ein alter Hut: dass die Medien Realität nicht ungebrochen wiedergeben, ist keine besonders neue und auch keine besonders verblüffende Feststellung. Dass Sendeanstalten und Verlagshäuser sich bei potentiellen Geldgebern durch positive Berichterstattung anbieten, überrascht genauso wenig (Die Hand, die einen füttert, beißt man nicht!), und dass Massenmedien besonders wirksam Vorstellungen von Normalität liefern, auch nicht.

Chomsky bietet keine detaillierte Analyse des Verhältnisses von Politik und Medien, er stellt dem Leser auch keine Theorie zu diesem Verhältnis zur Verfügung. Einzig im Anhang finden sich „methodologische Erwägungen“ zu seinen Thesen. Um Chomskys Sicht grob zu skizzieren: Im Zentrum der Macht steht eine kleine Elite, die in Staat und Medien die Instrumente findet um ihre Macht zu erhalten und die Bevölkerung zu unterdrücken.

Was man dieses Buch gewinnen kann, ist ein genauere Blick auf das Verhältnis der USA zu und den Staaten Mittelamerikas. Hier bietet Chomsky all jenen, die nicht mit dieser komplexen Materie vertraut sind, gute Einblicke in dieses ungleiche Verhältnis zwischen dem großen Nachbarn und den kleinen Vasallenstaaten.

Media Control. Wie die Medien uns manipulieren. Erschienen im Piper Verlag, 2. Auflage 2006. 254 Seiten. ISBN 3492246532



Inhalt / Contents

	Wohlfahrtsstaat / Welfare State	
414	Religion, Wahlregeln, Klassenkoalitionen und Wohlfahrtsstaatsregime – oder: wie man Esping-Andersen mit Stein Rokkan erklären kann	<i>Philip Manow</i>
	50 Jahre Mikrozensus	
431	50 Jahre Mikrozensus. Daten für die Analyse des sozialstrukturellen Wandels	<i>Christof Wolf</i>
434	Die Bildungsungleichheit des Erwerbsverhaltens von Frauen mit Kindern. Westdeutschland im Vergleich zwischen 1976 und 2004	<i>Michaela Kreyenfeld Dirk Konietzka Sebastian Böhm</i>
453	Kleinräumliche Segregation der ausländischen Bevölkerung in Deutschland: Eine Analyse auf der Basis des Mikrozensus	<i>Andrea Janßen Julia H. Schroedter</i>
473	Determinanten der beruflichen Weiterbildung Erwerbstätiger. Empirische Analysen auf der Basis des Mikrozensus 2003	<i>Tobias Hubert Christof Wolf</i>
	Mitteilungen / Communications	
494	Call for Papers: „Menschenrechte in der Weltgesellschaft – Zur Entstehung, Verbreitung und Umsetzung von Menschenrechten aus globaler Perspektive“. Bielefeld, 27./28. Juni 2008	
495	Masterstudiengang „Internationale Kriminologie (M.A.)“ und Weiterbildender Masterstudiengang „Kriminologie (M.A.)“ zum Wintersemester 2008/2009	

Bandinhalt des 36. Jahrgangs der Zeitschrift für Soziologie





Die Korrekturen. Ein Roman von Jonathan Franzen

von Christopher
Müllenhof

Enid Lambert möchte ihre Familie zu einem gemeinsamen Weihnachtsfest zu Hause in St. Jude versammeln. Doch Enids Kinder, ihre beiden Söhne Chip und Gary, sowie ihre Tochter Denise, wohnen

nicht mehr im beschaulichen Mittelwesten der USA. Enid muss sich um ihren an Parkinson erkrankten Mann Alfred kümmern, der sich seit seiner Pensionierung die meiste Zeit in seinem blauen Sessel aufhält und sich den Anweisungen des Arztes und seiner Frau widersetzt. Enid ist zudem geplagt von den Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber ihren finanziell besser gestellten Freunden und sucht ihren Halt im Erfolg ihrer Kinder. Alfreds Erkrankung wird immer schlimmer und Enid ahnt, dass es die letzte Möglichkeit für ein gemeinsames Weihnachten sein könnte.

Die Distanz zwischen den Eltern und ihren Kindern ist nicht nur räumlich. Im Falle von Gary, dem ältesten Sohn von Enid und Alfred, und auch dem scheinbar erfolgreichsten der Lambertfamilie, kehrt sich das Eltern-Kind-Verhältnis um. Gary versucht stets seine Eltern zu bevormunden. In seiner eigenen Familie hat er jedoch längst nichts mehr zu entscheiden. Seine Frau und Kinder tanzen ihm auf der Nase herum, was ihn zwar stört, er aber wegen seiner Depression nichts dagegen unternimmt.

Chip, der sich ohnehin nur sehr sporadisch mit seinen Eltern in Kontakt setzt, hat seine Stelle als Dozent an der Universität verloren, nachdem er eine Affäre mit einer Studentin hatte. Er lernt den litauischen Scheinehemann seiner Geliebten kennen und geht mit diesem nach Vilnius um von dort aus via Internet amerikanische Investoren zu betrügen.

Denise ist eine gefeierte Meisterköchin, die durch ihren privaten Lebenswandel die Erwartungen ihrer Mutter schwer enttäuscht: Sie lässt ihre erste Ehe scheiden und verliert dann ihren Job als Chefköchin in einem In-Restaurant in Philadelphia, nach dem sie eine Affäre mit dem der Frau des Besitzers und dem Besitzer selber hatte.

Franzen erzählt die Geschichte der Familie Lambert aus den Perspektiven der fünf Hauptfiguren. Durch diese Erzählweise bekommt man als Leser einen umfassenden Blick auf die Familie Lambert. Das Verständnis für den Charakter und das Verhalten jedes einzelnen Protagonisten wird durch diese Mehrfachbeleuchtung enorm gesteigert und verhilft der Geschichte zu einer enormen Tiefe und

Dichte. Franzen streut während seiner Erzählung immer mehr Teile des Familien-Puzzles ein, die immer mehr ein vollständiges Bild dieser Familie und ihrer Mitglieder ergeben.

Beeindruckend ist vor allem aber die Schilderung des Charakters von Alfred. Der bis in die letzten Züge so sture und beherrschte Mann bekommt das Negativ seines Charakters in Form seiner Parkinsonerkrankung vorgehalten. Der Verlust der Kontrolle, die stets zu behalten er so bemüht war und essentieller Bestandteil seiner Persönlichkeit war, wird zum Schluss total und führt zur Auflösung seiner Person. Franzens Beschreibung dieses Vorgangs überzeugt auf ganzer Linie; intim und respektvoll zugleich.

Man muss angesichts der zahlreichen Perspektivenwechsel keine Angst haben, den Überblick zu verlieren. Franzens Roman ist gut zu lesen und den Zugang zur Geschichte hat man schnell gefunden. Die Geschichte ist humorvoll geschrieben, mitunter etwas abgedreht, aber nie abgehoben. Mit dem Lesen sollte man sich nicht allzu viel Zeit lassen. Gerade die Länge des Buches (780 Seiten) fordert dazu auf, schnell zu lesen, bevor man beginnt, den Anfang zu vergessen.

Das Buch ist 2003 im Rowohlt Verlag erschienen. Die Taschenbuchausgabe (ISBN 978-3499235238) ist für 12,95€ und die gebundene Ausgabe (ISBN 978-3498020866) für 24,95€ im Buchhandel erhältlich.



Kochende Leidenschaft von Jean-Claude Kaufmann

Von Jan-Henrik Terstegge

In seinem Werk „Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen“ wirft Jean-Claude Kaufmann einen sehr ungewöhnlichen Blick auf einen Aspekt des alltäglichen Lebens,

der jeden von uns betrifft.

Kaufmann untersucht in einer ethnologischen Analyse Essgewohnheiten und Essverhalten von Menschen. Dabei ist es für den am Inhalt interessierten Leser von Vorteil, dass Kaufmann die geführten Interviews zwar auswertet, dies aber ohne große methodologische Abschweifungen durchführt. Sein Werk leidet an keiner Stelle darunter. Vielmehr legt er großen Wert auf zahlreiche Belege durch Zitate aus den Interviews. Kaufmann orientiert sich stark an phänomenologischer Theorie, macht diese aber nicht zu einem Inhalt des Werkes, sondern nutzt sie als Grundlage für seine Analysen.

Kaufmann geht zunächst auf die Grundsätzlichkeit der Lebensmittel ein. Er analysiert die Unterschiede zwischen „Frosch- und Hunde-Essern“, geht darauf ein, wieso manche Menschen eher auf biologisch angebaute Fair-Trade-Produkte stehen, andere aber alles was „light“ heißt, zu sich nehmen.

Sodann wird untersucht, inwiefern das Essen Einfluss auf die Generierung von Familie hat. Von Interesse sind dabei z.B. Traditionen, Rituale und Tischmanieren: wieso beispielsweise die Familie Lacroix bevorzugt Quizsendungen im Fernsehen schaut; weshalb in manchen Familien grundsätzlich nur am Wohnzimmer Tisch gegessen wird, falls parallel ein Fußballspiel läuft; wieso sich in anderen Familien um eine bestimmte Uhrzeit alle Familienmitglieder einem Ritual gleich um den Esstisch versammeln – all das sind Fragen, mit denen sich Kaufmann beschäftigt. Auch Details des Verhaltens – über welche Themen unterhält sich die Familie, werden die Kinder mit einbezogen oder müssen sie still sein und ihren Teller leer essen – werden bei Kaufmann mit einbezogen.

Im dritten Teil der „Kochenden Leidenschaft“ geht Kaufmann dann detailliert auf das Kochen, die Köchinnen und Köche ein. Von Interesse ist dabei beispielsweise, inwiefern die Küchenchefin ihre eigene Note in jedes Gericht mit einbringt, wie sie sich organisiert, wie sie versucht, ihren Mann aus der Küche fernzuhalten, aber auch, wie Männer sich als Star präsentieren und zweimal im Jahr ihr persönliches Highlight selber zubereiten.

Abschließend lässt sich feststellen, dass Kaufmanns Werk durch seine Erzählweise – vielmehr aber durch die ungewöhnliche Perspektive auf Alltägliches – Lust auf „mehr“ macht. Dieses Buch sollte für jeden, der sich neben Theorie und Methodik vor allem für ungewöhnliche, aber dennoch „klassisch“ soziologische Inhalte interessiert, ein „must have“ sein.

Jean-Claude Kaufmann wurde 1948 in Rennes geboren. Er ist als Soziologe am Centre national de la recherche scientifique (CNRS) der Universität Sorbonne (Paris V – René Descartes) beschäftigt. Er untersucht vor allem Fragen des Alltags und beschäftigt sich im speziellen mit Paarbeziehungen. Neben „Kochende Leidenschaft“ sind von ihm u.a. „Schmutzige Wäsche – ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen“ und „Frauenkörper – Männerblicke. Soziologie des Oben-Ohne“ erschienen.

Verlag WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Gender im Dampfboot: Forum Frauen- und Geschlechterforschung

Band 22



Mechtild Bereswill/ Michael Meuser/ Sylka Scholz (Hrsg.)
**Dimensionen der Kategorie Geschlecht:
Der Fall Männlichkeit**
2007 - 258 Seiten - € 24,90
ISBN 978-3-89691-222-0

Der vorliegende Band beleuchtet aktuelle Theorienansätze und Forschungsfelder einer Soziologie der Männlichkeit: Sozialisation, Arbeit, Familie, Vaterschaft, wohlfahrtsstaatliche Geschlechterpolitik, Gesundheit, Körper, Sexualität, Migration, homo-soziales Begehren, Gewalt, Militär.

Band 21



Karin Jurczyk/ Mechtild Oechsle (Hrsg.)
Das Private neu denken
Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen
2007 - ca. 280 S. - € 24,90
ISBN 978-3-89691-221-3

Das Thema Privatheit ist aktueller denn je aufgrund der Grenzschiebungen zwischen Öffentlichem und Privatem wie zwischen Erwerbsarbeit und Familie. Gefragt wird nach Gestaltwandel und „Wert“ des Privaten, sowie nach seinen möglichen Ambivalenzen.

Band 19



Brigitte Aulenbacher u.a. (Hrsg.)
FrauenMännerGeschlechterforschung
State of the Art
2006 - 349 S. - € 29,90
ISBN 978-3-89691-220-6

Feministische Forschung sieht sich seit einiger Zeit fundamentaler Kritik ausgesetzt. Die hier versammelten Beiträge geben Einblicke in aktuelle Entwicklungen sowie erkenntnistheoretische wie wissenschaftspolitische Debatten.

Weitere Bände lieferbar

www.dampfboot-verlag.de

Hafenweg 26a/ D- 48155 Münster/ Tel.: 0251 3900480 / Fax: - 39004850/ info@dampfboot-verlag.de





Daheim in www.cibervalle.com Ethnographie einer globalen Lebenswelt

Heike Mónica Greschke

Betreuer/innen: Prof. Jörg Bergmann, Prof. Bettina Heintz

Welche sozialen Praktiken entstehen durch die alltägliche Nutzung des Internets in Migrationskontexten? Diese Frage steht im Mittelpunkt meiner Dissertation und wird anhand eines empirischen Fallbeispiels diskutiert. Die Idee zu dem Forschungsprojekt hatte sich aus Beobachtungen ergeben, die ich während mehrerer Aufenthalte in Paraguay, Bolivien und Spanien in der Zeit zwischen 1999 und 2003 gemacht habe. Mir war damals aufgefallen, dass in Paraguay und Bolivien sowohl in Gesprächen im Alltag als auch in den Massenmedien Migration und Migrationsabsichten häufig thematisiert wurden. Gleichzeitig war mir sowohl in den beiden südamerikanischen Ländern als auch in Spanien die Vielzahl an kommerziellen Internetcafés aufgefallen, die in kürzester Zeit wie Pilze aus dem Boden zu schießen schienen. Während ich in den Internetcafés in Bolivien und Paraguay meine E-Mail-Korrespondenz erledigte, sah ich neben mir oft ältere Menschen sitzen. Manchmal hatten sie kleine Kinder dabei und ließen sich von einer der Mitarbeiter/innen den Umgang mit dem Computer erklären. Diese Beobachtungen irritierten mich, war ich doch bisher davon ausgegangen, dass das Internet eine Technologie ist, die sich in erster Linie in den Industriestaaten etabliert und vor allem von jüngeren Generationen genutzt wird. Was hatten die vielen Internetcafés in den von Armut gezeichneten Städten Boliviens und Paraguays zu suchen? Und was machten die Leute dort?

Einige Zeit später, während meines Studiums in Sevilla, machte ich die Beobachtung, dass die Internetcafés dort, neben dem Zugang zum Internet, meist auch günstige Tarife für Telefonate und Geldtransfers, insbesondere in die Länder Mittel- und Südamerikas anboten. In den Seminaren, die ich am Departamento de Antropología social der Universidad de Sevilla belegte, sprach man derweil von einer Zunahme an Migrationsbewegungen nach Spanien, insbesondere aus den Ländern Mittel- und Südamerikas und von einer Verdichtung der Migrationsbeziehungen zwischen Herkunfts- und Aufenthaltsländern, die auf sogenannten „transnationalen Praktiken“ der Migration beruhen. Ich hatte den Eindruck, dass meine Beobachtungen in Paraguay und Bolivien mit denen in Spanien in Zusammenhang stehen würden, dass es also interessant sein könnte, die Nutzung der neuen Medien in Migrationskontexten zu untersuchen. Ich begann zu recherchieren und stellte fest, dass es zwar unzählige Webseiten, Diskussionsforen, News-Groups und vieles mehr in spanischer Sprache gibt, die sich offenkundig an Personen in der Migration richten oder von ihnen genutzt

werden, aber kaum sozialwissenschaftliche Studien zu finden sind, die dieses Phänomen behandeln.

Als Mitglied des Graduiertenkollegs „Weltbegriffe und globale Strukturmuster“ und vor dem Hintergrund des beschriebenen Forschungsinteresses, interessierte mich nun vor allem die Frage, wie sich das ‚Globale‘ im Kleinen, im privaten Alltag von (migrationserfahrenen) Individuen gestaltet. Was könnte Weltgesellschaft – fernab von der dokumentierten Geordnetheit globaler Organisationsstrukturen – für Menschen im Alltag bedeuten? Gibt es sie bereits, die globalen ‚Otto-Normal-Verbraucher‘ und wenn ja, welche Kommunikations- bzw. Lebensformen zeichnen sie aus?

Im empirischen Fall, der die Grundlage meiner Dissertation bildet, hat die Kombination migrationstypischer Praktiken der Internetnutzung tatsächlich zur Emergenz einer globalen Lebensgemeinschaft geführt. www.Cibervalle.com ist das Pseudonym¹ für ein öffentlich zugängliches Diskussionsforum im Internet, das Paraguayer/innen aus nahezu allen Teilen der Welt einen virtuellen Treffpunkt bietet. Das Überraschende an Cibervalle ist nicht nur, dass die meisten Mitglieder sich nicht persönlich kannten, bevor sie sich im Cibervalle-Forum begegneten. Erstaunlich ist auch, dass die Nutzer/innen aus nahezu allen Teilen der Welt auf das elektronische Netzwerk zugreifen, nicht nur um aktuelle Informationen aus der Heimat zu bekommen, ihr Migrationsvorhaben zu organisieren, politische, kulturelle oder soziale Anliegen zu diskutieren, sondern auch und vor allem um ihren Alltag miteinander zu teilen. Anders gesagt, Cibervalle ist eine soziale Formation, die ihren Mitgliedern erlaubt, ungeachtet jeglicher geographischer Distanz, zusammenzuleben. In diesem Fall geht es also nicht nur um die Aufrechterhaltung von bereits physisch-lokal konstituierten Beziehungen. Vielmehr zeigt sich hier eine weitere Dimension, die mit Internetnutzung in der Migration verbunden ist und die beinhaltet, dass sich auf der Grundlage von Anonymität und geographischer Ferne Lebensgemeinschaften entwickeln können.

Gleichwohl hat Cibervalle, je nach lebensweltlichem Kontext der Beteiligung, unterschiedliche Bedeutungen für die Akteur/innen. Aufgrund der andauernden Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation des Landes ist Paraguay seit geraumer Zeit von anhaltenden Migrationsbewegungen, insbesondere nach Argentinien, USA, Spanien und Japan betroffen. Für die in der Migration lebenden Nutzer/innen bietet nun das Forum eine Möglichkeit, mit ihrer imaginierten Heimat verbunden zu bleiben oder sich ihr erneut anzunähern. Über die Diskussionen innerhalb des Forums bekommt man tagesaktuelle Informationen aus der Herkunftsregion und kann sich mit Landsleuten in der vertrauten Sprache über Themen austauschen, die aus einem gemeinsamen Erfahrungsschatz resultieren. Für viele der Nutzer/innen bedeutet die Migration, neben dem (zeitweiligen) Verlust sozialer Beziehungen, vertrauter Orte und Gewohnheiten

auch einen Wechsel in prekäre Lebensverhältnisse. Die Migration erfolgt in vielen Fällen undokumentiert, das heißt, man ist von den Staatsbürgerschaftsrechten am Aufenthaltsort ausgeschlossen und in hohem Maße von Ausbeutung und Gewalt bedroht. In dieser von Umbrüchen, Isolation und Risiken geprägten Situation bietet das Diskussionsforum – oft bezeichnet als Fenster nach Paraguay – für seine Nutzer/innen kulturelle Kontinuität, soziale Gemeinschaft und gegenseitige Solidarität. Für die Nutzer/innen, die in Paraguay leben, hat das Forum die Funktion eines Fensters zur Welt, durch das sie Einblicke in fremde Lebenswelten bekommen, ihr Wissen und ihren Horizont erweitern, aber auch mögliche Migrationsvorhaben vorbereiten können.

Neben dem Blick durch das virtuelle Fenster nach Paraguay bietet das elektronische Netzwerk auch die Möglichkeit, Landsleute, die in der Nähe des eigenen Aufenthaltsortes leben, über das Forum zu lokalisieren und sie persönlich kennen zu lernen. Die face-to-face-Kontakte, die mit Hilfe des Forums ermöglicht werden, ersetzen allerdings keineswegs die virtuellen Beziehungen. Vielmehr scheint es für diese soziale Form konstitutiv zu sein, physisch-lokal situierte Ereignisse und Beziehungen mit der virtuellen Ebene zu verknüpfen. Das heißt, in den jeweiligen Lebensorten der Nutzer/innen werden regelmäßige lokale Treffen veranstaltet, die zunächst über das Forum angekündigt werden und im nachhinein mit Hilfe von Fotos wiederum über das Forum mit der globalen Gemeinschaft geteilt und als kollektive Erzählung neu erzeugt werden. Auf diese Weise hat sich das anonyme sozio-elektronische Netzwerk im Laufe seines mehrjährigen Bestehens in eine globale Lebensgemeinschaft transformiert, die auf natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit beruht, diese aber vom territorialen Aufenthaltsort ablöst.

Die soziale Formation Cibervalle reicht weit über das Forum hinaus, vernetzt Personen miteinander, die über den Globus verstreut leben und verbindet verschiedene physisch-lokale und virtuelle Sozialräume. Die kommunikative Architektur des globalen Zusammenlebens in Cibervalle beruht auf dem komplexen Zusammenspiel medialer und kopräsender Formen der Kommunikation sowie körperlicher und virtueller Mobilität. In einem Prozess wechselseitiger Beeinflussung zwischen Technologie und Praktiken ihrer Aneignung werden Spielarten der Anwesenheit und Interaktion hervorgebracht, die nicht primär an den Körper gebunden sind. Dabei wird physische Kopräsenz keineswegs obsolet, aber durch die enge Verflechtung medialer und kopräsender, physischer und virtueller Begegnungen, wie sie in Cibervalle praktiziert wird, verwischen die Grenzen zwischen An- und Abwesenheit bzw. zwischen Interaktion und Kommunikation zusehends.

Die konzeptionelle Entwicklung meiner Arbeit bezieht ihre Anregungen aus Beiträgen der transnationalen Migrationsforschung ebenso wie aus der

sozialwissenschaftlichen Internetforschung. Dabei knüpft sie an klassische Studien der Chicago School an, die sich mit dem Gebrauch von Medien in Migrationskontexten der 1920er Jahre beschäftigen und setzt diese in Beziehung mit Migrationspraktiken der Gegenwart. Betrachtet man die Praktiken der Mediennutzung in ihrer historischen Entwicklung, so lässt sich feststellen, dass Medien in der Migration seit jeher eine wichtige Rolle spielen, um den tatsächlichen Ortswechsel vorzubereiten, Netzwerke zu knüpfen und etwa familiäre, politische oder wirtschaftliche Beziehungen zwischen Herkunfts- und Aufenthaltsort zu pflegen. Was sich seither verändert und stetig weiterentwickelt hat, sind die Medienformate und die Intensität und Dichte der medialen Kommunikation. Insbesondere das Internet hat mit seiner komplexen technologischen Struktur, der Möglichkeit zur globalen Kommunikation in Echtzeit sowie seines Potenzials zur Integration verschiedenster Medienformate den Prozess der Verdichtung und Globalisierung von Kommunikation enorm beschleunigt. Die kreativen Praktiken, mit denen sich die Akteur/innen die Medien aneignen, führen gleichzeitig zu ihrer technologischen Weiterentwicklung. Migration befördert also Medienkompetenz, die Weiterentwicklung der Medientechnologien und die Ausdifferenzierung von Kommunikationsformen.

Aus den Ergebnissen meiner Arbeit lässt sich verallgemeinernd die These ableiten, dass Migrationspopulationen und deren spezifischer Gebrauch von Kommunikationstechnologien geradezu prädestiniert sind, neue Formen der Sozialität hervorzubringen, die geographische Distanzen überwinden. Mit anderen Worten, bei der Frage, wie sich Globalisierungsprozesse im Alltag von Individuen entfalten und von den Akteur/innen befördert und gestaltet werden, stellen migrationserfahrene Mediennutzer/innen gewissermaßen eine Avantgarde dar. Der Zusammenhang von Migration und medialer Kommunikation ist bislang jedoch recht wenig erforscht worden und es gibt kaum systematische Bemühungen, Migrationsforschung und Medienforschung in einen fruchtbaren Dialog zu bringen. Meine Dissertation versteht sich in dieser Hinsicht als Exempel, das die Vorteile einer solchen, an den Praktiken der Akteur/innen orientierten Interdisziplinarität plausibilisieren und zu ihrer systematischen Erweiterung ermutigen will.

1 Die Namen des Forums und seiner Nutzer/innen wurden in Absprache mit den Protagonist/innen meiner Forschung zum Schutz ihrer Persönlichkeitsrechte geändert.



AUTOPOESIE

„Eine gemeinsame Welt verschwindet, wenn sie nur noch unter einem Aspekt gesehen wird; sie existiert überhaupt nur in der Vielfalt ihrer Perspektiven.“
Hannah Arendt, Vita activa, S.73



„Denn nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht aus Leidenschaft tun kann.“
Max Weber, Wissenschaft als Beruf S.589

»Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem Referenten aus dem Innenministerium, der mir sagte, dass ich nie ein richtiger Beamter werden würde, wenn ich nicht einmal in einem Landkreis tätig gewesen wäre. Meine Antwort war: ‚Ich lese Hölderlin‘.«
N. Luhmann, Biographie, Attitüden, Zettelkasten

AUTOPOSTALBUM



Als Kind wollte ich sein, wie...

Mein Name:

BIRGIT GEISSLER

Ich wohne in:

U5 121

Meine Emailadresse lautet:

BIRGIT.GEISSLER@UNI-BIELEFELD.DE

Meine Sprechstunde ist:

DIENSTAGS 12 - 13 UHR

MEINE GROßE SCHWESTER.

Mein Lieblingsbuch ist:

„FAST EINE KINDHEIT“ VON H. GEORG BEHR

Meine Lieblingsband :

ELEMENT OF CRIME

Mein Lieblingslied:

„DELMENHORST“ VON SVEN REGENER

Mein Lieblingsfilm:

ALLE FILME VON ROBERT ALTMAN, BESONDERS GOSFORD PARK UND PRET-À-PORTER

Im Kino habe ich zuletzt gesehen:

LAST RADIOSHOW (AUCH VON ALTMAN

Was ich gut kann:

ITALIENISCH

Was ich nicht leiden kann:

LANGE REDEN

Mich nerven Studierende, wenn sie...

HISTORISCH AHNUNGSLOS SIND

An Soziologie besonders interessant ist:

MAN DENKT NICHT DARÜBER NACH, WAS SEIN SOLL, SONDERN NUR (ODER ERSTMAL) WAS IST

Diese Personen bewundere ich:

FRÜHAUSTEHER

Ich nehme mir gerne Zeit für:

EINEN KAFFE MIT MARKUS CÖREL

In Bielefeld muss man unbedingt:

AUF DEN SCHÖNEN FAHRRADWEGEN ZUR UNI

Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich am Liebsten an:

DIE NACHMITTAGE AM UND AUF DEM NECKAR

Am meisten bin ich stolz auf:

MÜSSTE ICH LÄNGER DRÜBER NACHDENKEN

Das sollte es öfter geben:

VERANSTALTUNGEN FÜR DIE GANZE UNI UND DIE STADT - WIE DIE „NACHT DER KLÄNGE“

Am Forschen gefällt mir (NICHT!)

DASS DAS MEISTE SCHON MAL JEMAND ANDERES SO ÄHNLICH FORMULIERT HAT

- Am Lehren gefällt mir: WENN SICH IM SEMINAR EINE UNERWARTETE ERKENNTNIS ERGIBT
- Meine Empfehlung an Erstsemester ist: RECHTZEITIG EIN AUSLANDSSEMESTER PLANEN!
- Diese/n Dozentin an der Fakultät muss man erlebt haben: K.A.
- Der bedeutendste Soziologe: MAX WEBER
- Soziologie ist: SIEHE MAX WEBER
- Meine erste Liebe war: JEMAND, MIT DEM ICH IMMER NOCH BEFREUNDET BIN
- Mein Lieblingszitat: INTELEKTUELLE FRAUEN - RELEVANTES ELEMENT IN DER HOCHSCHULE (AUS DER UNIVERSITÄTSZEITUNG DER 90ER JAHRE)



Vom Allgemeinen zum Besonderen- Vom Besonderen zum Allgemeinen

Nach Überlegungen für Rahmenthemen wie Kommunikation oder Ethnomethodologie, entschied sich die Redaktion dafür das Sujet „Emanzipation“ von seiner speziellen Konnotation zu befreien. Lasst euch überraschen!

Oder überrascht uns- wir sind gespannt wie ihr euch mit dem Thema bisher beschäftigt habt, und freuen uns über eingehende Essays an unsere Adresse: sozusagen@gmx.de, bitte beachtet auch die Vorgaben für die Formate, herunterzuladen von:

www.sozusagen.over-blog.com

oder bei uns anzufordern.

In der nächsten Ausgabe kommen wir zum bisher noch nicht beleuchteten Praxisschwerpunkts „Mediensoziologie“.

Gesucht werden studentische Expertinnen und Experten des Fachgebiets, die in der sozusagen die Bandbreite mediensoziologischer Perspektiven präsentieren wollen. Meldet euch unter angegebener E-Mailadresse.

Einen speziellen Blick auf den soziologischen Grundbegriff „Gesellschaft“ und seinen Eigenschaften hatte der deutsche Soziologe und Philosoph Georg Simmel. Die Idee ist, sich mit seinem Werk und/oder mit seinem Verständnis von Gesellschaft und Gemeinschaft zu beschäftigen; erfolgreiche Projekte sind an unsere Adresse zu senden.

Insbesondere suchen wir Ideen eurerseits für die speziellen Rubriken: Autopoesie & Buchrezension. Die Rubrik Autopoesie freut sich über lustige Schnappschüsse, die einen Bezug zur Soziologie oder dem Studium haben, sowie über interessante, amüsante, belegte (!) Zitate. Gefragt sind auch kreative Köpfe, die Spaß daran haben originelle Graphiken zu erstellen, um die Textblöcke unserer Zeitschrift aufzulockern.

Wie immer laden wir herzlich dazu ein bei uns mitzumachen, wir treffen uns Mittwochs in der Studierendenberatung für Diplom-Soziologie um 14-16h oder schreibt uns eine Mail.

Mit besonderen Grüßen, eure sozusagen !

Impressum

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin

der Fakultät für Soziologie

Ausgabe 5, WS 07/08

Redaktion:

Sarah Bernat,
Torsten Fischer,
Hanna Irabi,
Janine Klemmt,
Matthias Leanza,
Thorben Mämecke
Christopher Müllenhof,
Ulf Ortmann,
Ina Otte,
Lena Weber

Layout:

Torsten Fischer

Cover/Poster:

Thorben Mämecke

Dank:

Hertz 87,9
StuPa und Asta der Uni Bielefeld
Uschi Dresing

Druck:

Druckerei & Verlag
Kurt Eilbracht GmbH&Co. KG
Gohfelder Straße 45
32584 Löhne

Auflage:

1000 Stück

Zuschriften:

Sozusagen,
c/o Thorben Mämecke
Horstheiderweg 10
33613 Bielefeld
sozusagen.over-blog.com
sozusagen@gmx.de

Kontoverbindung:

Sparkasse Bielefeld

Kontoinhaber:

Ina Otte

Kontonummer:25658949

Bankleitzahl:48050161

Bei Nichterscheinen durch höhere Gewalt oder Streik kein Entschädigungsanspruch.